

點墨

DianMo – Zeitung Leipziger Sinologie-Studenten





Nun ist es endlich soweit! Nach mehr als einem Monat voller Planung, Ideensammlung und schier endlosem Kopfzerbrechen liegt hiermit die 1. Ausgabe von »點墨 DianMo—Zeitung Leipziger Sinologie-Studenten« vor. Zwar besteht die Hälfte der Redaktion aus Leipziger Sinologie-Studenten, jedoch haben bei Entstehung und Gestaltung viele Freunde und Studenten anderer Institute aus Deutschland und China entscheidend mitgewirkt. Ihnen sei herzlichst gedankt!

Der Name der Zeitung, so obskur er anmuten mag, stammt aus der chinesischen Redewendung 胸無點墨 und meint „keinen Tropfen Tusche in der Brust haben“, also im Sinne von völlig ungebildet sein. Obwohl sich die meisten von uns noch in der sinologischen Ausbildung befinden, sind wir dennoch davon überzeugt, dass wir genug Tatkraft und Enthusiasmus besitzen, uns mit diesem Schriftstück zu Wort melden zu können. Von daher soll der Name dieser Zeitung nicht nur dafür stehen, dass unsere Beiträge durchaus von fachlicher Erkenntnis sowie praktischen Erfahrungen zeugen, sondern soll auch darauf hindeuten, dass wir unsere unterschiedlichen Ansichten und Gedanken zwanglos und frei äußern sowie die Themenwahl sehr offen gestalten möchten.

Denn als Studenten einer fremdsprachlichen Philologie bzw. Regionalwissenschaft sehen wir uns in der Verantwortung stehend, aktiv am interkulturellen Austausch teilzunehmen und zur Vermittlung zwischen Kulturen beizutragen und darüber zu informieren, um dadurch Vorurteile abzubauen und zu einem interkulturellen Verständnis beizutragen, welches auf gegenseitigem Respekt basiert.

Die Zeitung soll sich thematisch mit dem chinesischen Kulturraum in all seinen Facetten auseinandersetzen. Wir beabsichtigen durch die Zeitung ebenso kulturellen Randphänomenen sowie durch gängige wissenschaftliche Fachzeitschriften eher weniger beachteten kulturellen Aspekten eine Plattform zu verschaffen. Um diesem Anspruch Rechnung tragen zu können, werden in jeder Ausgabe auch Beiträge von Wissenschaftlern enthalten sein, die sich bereits durch intensive Forschung relativ spezifisch mit gewissen Aspekten wissenschaftlich auseinandergesetzt haben bzw. sich im chinesischen Kulturraum engagieren. Der restlichen Beiträge werden hauptsächlich von Sinologie-Studenten sowie Studenten anderer Fachgebiete aus ganz Deutschland verfasst.

Die Redaktion erhebt allerdings keinen Anspruch auf wissenschaftliche Vollständigkeit, sondern versteht die Zeitung vor allem als Forum für interkulturellen Meinungsaustausch von Chinainteressierten für Chinainteressierte.

Alle Leser sowie Interessierte sind dazu aufgerufen bei der Zeitung und den nächsten Ausgaben mitzuwirken. Neue Mitstreiter sind immer herzlich willkommen!

Viel Spaß beim Schmökern wünscht

Frank Andreß

- 4 **Im Focus** Zhang Jieying - Witze im deutsch-chinesischen Vergleich
- 10 **Erlebnisbericht** Till Ammelburg - „Laozi kannte die Welt auch, ohne aus seiner Höhle zu steigen“
- 13 **Neu am Institut!** Lars Kämpfner
- 15 **Nachgefragt** Interview mit Dr. Giese (GIGA)
- 18 **Geschichte und Gesellschaft Chinas auf Augenhöhe: »Humanism in China«**
- 20 **ALUMNI-Bericht** Falk Hartig—„Von Leipzig nach Nordkorea“
- 21 **Saitenhieb** Car-sick Cars
- 23 **FolkArt** Schattentheater in China
- 27 **FolkArt** Das Drachenbootfest
- 28 **Wir beklagen einen Verlust!**
- 29 **Wortspüle** 名正言順
- 30 **VERSiert** 辛棄疾·菩薩蠻
- 30 **Rezension** »Zur Lage der Chinesischen Bauern: Eine Reportage«
- 32 **Abgehauen!** Anne K. Rotzek berichtet aus Taicang
- 35 **Abgehauen!** „Tut das weh?“ von Justine Walter aus Kaohsiung
- 36 **»Der Rote Klappsessel—Filmklub der Sinologie«: Programm Sommersemester 2008**
- 39 **Chinese Landscape**
- 40 **Neuerscheinung:** "Schneller, höher, weiter: China überholt sich selbst"
- 41 **Veranstaltungsticker /Links für Praktika**
- 42 **Ohne Kommentar!** Reisewerbung aus Nordkorea
- 43 **Impressum**

Witze im deutsch–chinesischen Vergleich

von Zhang Jieying

Humor und Scherzkommunikation spielen eine bedeutende Rolle in der Gestaltung der Harmonie menschlicher Beziehungen, damit wir unser Leben einerseits glücklicher und entspannter führen können sowie andererseits optimistischer und selbstbewusster die Probleme und Schwierigkeiten bewältigen können. Deshalb erzählen wir manchmal Witze, um menschliche Beziehungen freundlicher zu gestalten. Aber leider können Witze nicht unbedingt immer erfasst und verstanden werden. Das betrifft häufig nicht nur sprachliche Verständigungsschwierigkeiten, denn in der interkulturellen Kommunikation treffen ebenso verschiedene kulturelle Traditionen aufeinander und Witze werden daher auch wahrscheinlich unterschiedlich aufgefasst.

Mit der Entwicklung der Globalisierung kommt immer mehr interkulturelle Kommunikation in unser Leben. Aber durch interkulturelles Miteinander stellt sich oft heraus, dass die Beherrschung einer Fremdsprache allein für die erfolgreiche Kommunikation nicht ausreicht. Da das Wissen über den Sprachgebrauch während des Sozialisationsprozesses erlernt wurde, durch den wir Konventionen und Werte unserer jeweiligen Gesellschaft verinnerlichen. Witze reflektieren gewissermaßen Werte und Geschmack einer Gesellschaft, trotz ihrer kurzen Form. Folglich dienen sie als gutes Beispiel für den Zusammenhang

zwischen der reinen Sprachbeherrschung und der Kenntnis von kulturellen Konventionen und Werten. Das folgende Gespräch zwischen einem Chinesen und einem Deutschen soll etwas Aufschluss geben: (**D** steht für einen Deutschen und **C** für einen Chinesen)

D: Essen die Chinesen wirklich Hundefleisch?

C: Ach, wieder das Thema! Nun ja, einen Hund isst man nicht wie ein Schwein. Es ist sicherlich nicht so gewöhnlich Hundfleisch zu essen, mindestens habe ich niemals Hundfleisch gegessen. Aber es gibt Restaurants, die Hundefleisch anbieten.

D: Hoho, ich frage nur aus Neugierigkeit, ich meine es nicht unhöflich.

C: Macht nichts. Ich weiß, Sie meinen es nicht so. Aber wissen Sie, warum Chinesen Hundefleisch essen?

D: Warum?

C: Weil man kein Gewissen hat. Haben Sie nicht gehört, dass das Gewissen eines Hundes gegessen worden ist?

D: Aha? Nee... Was meinen Sie damit?

C: Das ist ein kritischer chinesischer Ausspruch. Wenn jemand sich ganz herzlos verhält, können die anderen ihn mit diesem Wort tadeln.

D: Hm... ach so! (nach einer kurzen Pause, unsicher) Aber... warum isst man in diesem Fall Hundefleisch?

C: (weiß nicht, wie man das erklären soll) Na...ja... hm... man kann damit wieder ein

Gewissen erhalten.

D: Ach so! Also indem man den Hund isst, isst man auch das Gewissen, das dieser gefressen hat.

C: Genau!

D: Ich erinnere mich auch an einen Hundewitz.

C: Aha! Erzählen Sie den mal!

D: Wissen Sie, was man bekommt, wenn man einen Pitbull mit einem Collie kreuzt?

C: Was denn?

D: Einen Hund, der einem das Bein abreißt und dann wegläuft, um Hilfe zu holen.

C: ... (guckt unsicher den D. an)

D: Stellen Sie sich das doch mal vor! Einen Pitbull mit einem Collie!

C: (peinlich lächelnd) Tut mir Leid, aber ich kann es mir noch nicht vorstellen.

D: Na ja, Pitbull und Collie sind sehr unterschiedliche Hunderassen. Der Pitbull ist sehr aggressiv und gefährlich. Wenn er einmal zubeißt, lässt er nie wieder los. Ganz anders der Collie: Sehr verantwortungsvoll weil er ja ein Hütehund ist. Wenn er Gefahr spürt, läuft er weg, um Hilfe zu holen. Deswegen besitzt der Nachkomme der Kreuzung die einander widersprechenden Eigenschaften beider Hunde.

C: Ach so. Deswegen. ... Aber ich finde den Witz gar nicht lustig.

D: Oh, das ist schwierig. Lassen Sie mich mal überlegen.

C: Wieso macht das einen Witz aus, wenn ein Junges von zwei Hunden die Eigenschaften von seinen Eltern hat?

D: Nun... aber die sind keine normalen Hunde! Es sind Pitbull und Collie!

C: Na und?

D: OK. Lassen Sie mich langsam erklären. Für uns in Deutschland hat jede Hunderasse einen typischen Charakter, den jeder kennt. Wir Deutsche reden selten über Hunde im Allgemeinen, sondern meistens über eine bestimmte Hundrasse wie z.B. Dackel, Pudel. Wir haben den Hund lange als Haustier gehalten, er ist gewissermaßen ein Mitglied

der Familie geworden, darum haben die meisten von uns eine eher emotionale Beziehung zu Hunden.

C: Aha, in China liegt aber der Fall anders. Z. B. vor 10 Jahren kannten die meisten Chinesen nur die Gruppierung von Wildhunden und domestizierten Hunden. In der Stadt hat man selten die Chance, einen Hund zu sehen. Auf dem Land züchten manche Familien Hunde, vor allem als Wach- oder Jagdhund. Das heißt, in China werden Hunde wesentlich instrumental behandelt.

D: Das ist wirklich anders als bei uns. Der Hund ist in unserer Kultur zum besten Freund des Menschen geworden. In einer Fernsehserie aus meiner Kindheit war der Protagonist ein Collie namens Lassie, der bei Kindern sehr populär und beliebt war. Diese kindliche Erinnerung und Erfahrung beeinflusst doch sehr das Bild von Hunden, das ich heute noch habe. Ich glaube, aufgrund unserer emotionalen Ansicht des Hundecharakters, kann uns ein Mischling mit unvereinbaren Eigenarten zum Lachen reizen.

C: Ich denke, das mit dem Charakter ist mir jetzt klar. Aber wenn der Collie so ein guter Hund ist, warum läuft er denn feige weg? Nach meiner Vorstellung: wenn ein Collie als Schäferhund arbeitet und plötzlich ein Wolf kommt und der Hund nicht gegen den Wolf kämpft, sondern im Gegenteil sogar wegläuft, dann ist das in meinen Augen peinlich und überhaupt nicht lobenswert.

D: Nein! Sie haben es sich ganz falsch vorgestellt! Ein Collie ist eigentlich ein Hund, dessen Treue, Mut und Intelligenz von Menschen geschätzt werden. Ein passenderes Bild wäre: Wenn das Herrchen eines Collies verletzt und hilflos ist, läuft der Hund zu jemandem, um Hilfe für sein Herrchen zu holen. Hier betont man die Intelligenz des Tiers, nicht seine Feigheit. Na ja, ich muss hier zugeben, „weglaufen“ ist eine schlechte Wortwahl. Sie weckt auch bei mir die Vorstellung von Feigheit. Ich habe nur das Bild des tapferen Collies so verinnerlicht, dass

mir diese unpassende Wortwahl gar nicht bewusst geworden war.

C: *Hm... es scheint gewissermaßen Sinn zu machen. Aber ich kann den Witz leider immer noch nicht verstehen. Hier habe ich immer einen Widerspruch gesehen: Ein Hund beißt jemanden, aber er verhält sich wie ein Geschädigter. Ich stelle mir vor, er läuft zu seinem Herrchen und beklagt sich: Ich habe Zahnschmerzen. Bitte hilf mir, den Schmerz zu beseitigen.*

D: *(laut lachend) Sie haben es sich ganz falsch vorgestellt: Die Pointe liegt in einem anderen Widerspruch: Der Mischling beißt jemanden, und läuft weg, um Hilfe für den Gebissenen zu holen! Ihr Missverständnis wird verursacht durch das Fehlen des Objektes vom Substantiv „Hilfe“: Hilfe für wen! Deswegen ist das richtige Verständnis so: Der Hund läuft zum Dritten und bittet: Ich habe jemanden gebissen, bitte hilf IHM!*

C: *Ja, bisher habe ich den Witz verstanden. Aber leider finde ich ihn nach so viel Erklärung nicht mehr lustig.*

Wie wir gerade gesehen haben, hängt das Verständnis eines Witzes nicht nur vom Sprachniveau, sondern auch vom kulturellen Hintergrundwissen ab. Das zeigt, wie schwer es ist, etwas in der eigenen Kultur ganz selbstverständliches Fremden zu erklären. Die möglichen Ursachen des Missverständnisses oder Unverständnisses liegen auf mehreren Ebenen, wie dieses Beispiel demonstriert. Darüber hinaus ist es besonders schwierig, dieses Wissen zu einer Pointe in Beziehung zu setzen. Im Witz werden also kulturelle Unterschiede besonders deutlich, also *pointiert* wahrgenommen.

Z. B. ist das Speisen im Restaurant ein alltägliches Phänomen. Aber Witze mit diesem Thema können im Chinesischen ganz anders sein als im Deutschen. Zuerst schauen

wir uns zwei deutsche Restaurantwitze an:

„Was darf es sein?“, fragt der Ober den Gast. „Bitte eine lauwarmer Suppe, ein zähes Schnitzel und ein abgestandenes Bier.“ Leicht pikiert meint der Ober: „Tut mir Leid, aber in einem guten Speiserestaurant wie unserem können solche Wünsche nicht erfüllt werden, mein Herr.“ „Und warum nicht?“, meint der Gast süffisant. „Gestern ging es doch auch!“

Das ist ein typischer Restaurantwitz, denn der Gast beschwert sich über die Qualität der Speisen, allerdings auf eine ungewöhnliche Weise. Im Gegensatz dazu handeln manche Witze von Gästen, die übertrieben anspruchsvoll sind.

Im Restaurant. Eine ältere Dame bittet den Ober, die Klimaanlage etwas schwächer zu stellen.

Der Ober: *„Aber gern.“*
Kurz darauf fächelt sie sich Luft zu und stöhnt: *„Könnten Sie die Anlage bitte wieder höher stellen?“*

Der Ober ist immer noch freundlich: *„Aber selbstverständlich.“*

Fünf Minuten später: *„Mir ist kalt. Stellen Sie die Klimaanlage doch bitte wieder runter.“*

Der Ober: *„Kein Problem.“*

Ein Gast am Nebentisch, der alles beobachtet hat, winkt ihn daraufhin zu sich und fragt mitfühlend: *„Sagen Sie mal, macht Sie das ewige Hin und Her nicht wahnsinnig?“*
„Keineswegs. Wir haben nämlich gar keine Klimaanlage.“

Ein chinesischer Witz aber, der die Situation in einem Restaurant beschreibt, kann die Pointe auf einen ganz anderen Aspekt legen. Das folgende Beispiel spielt gewissermaßen mit Worten. Um diesen Witz zu verstehen, benötigt der Leser nicht nur sprachliche Kenntnisse, sondern auch kulturell relevantes Hintergrundwissen.

Eine junge Frau arbeitet an ihrem ersten Tag in einem Restaurant und ist mit den Gepflogenheiten noch nicht sehr vertraut. Es kommt eine Gruppe Gäste, welche mit öffentlichem Geld speisen möchte. Die Kellnerin bringt ihnen Suppe mit chinesischer Weichschildkröte, ohne den Speisennamen anzusagen. Die Gäste fragen: *„Der Name?“*
„Hong Li.“ Die Gäste überrascht: *„Wieso?“*
„Weil mein Papa mich so genannt hat.“
„Nein! Wir meinen den Speisennamen, nicht deinen Namen.“
„Ach so! Das ist die Weichschildkrötensuppe, ihr nennt sie Wangba /Ihr heißt Hahnrei.“ Die Gäste sind alle sauer.

Viele Deutsche finden diesen Witz bestimmt nicht lustig. Ich erkläre den Witz zunächst kurz auf der sprachlichen Ebene. Chinesisch ist eine flexionslose Sprache, also eine Sprache ohne grammatische Endungen, und in der Umgangssprache kann man darüber hinaus manche Satzglieder weglassen. Die erste Frage lautet im chinesischen Text wörtlich *„Wie heißen?“* Wie gesagt, hier gibt es keine Konjugation, und das Subjekt fehlt auch, deswegen bietet diese Frage zwei Interpretationsmöglichkeiten: Wie heißt die Suppe? Oder: Wie heißt du? Die Kellnerin nimmt hier an, dass die Gäste sich nach ihrem Namen statt nach dem Speisennamen erkundigen.

Das Hauptverb in der Antwort der Kellnerin am Ende des Witzes ist auf Chinesisch *Jiao*, welches zwei Bedeutungen besitzt: nennen und heißen. *Wangba* ist eine andere vulgäre Bezeichnung für die Weichschildkröte, wird überdies auch als ein Schimpfwort gebraucht, mit der Konnotation der Hahnrei, also des betrogenen Ehemannes. Aufgrund dessen hat diese Antwort eben zwei Lesarten: *„Ihr nennt das Tier in der Suppe Wangba“*, oder *„Ihr heißt Hahnrei“*. Natürlich ist die erste Lesart harmlos, aber die zweite schon eine kräftige Beschimpfung. Vielleicht ist das Bild eines betrogenen Ehemannes nicht so unglücklich und schändlich in der deutschen

Kultur, aber wenn wir uns zum Beispiel an Konfuzius, der die chinesische Kultur stark beeinflusst hat, erinnern, ist es leicht zu verstehen, dass die Einstellung gegenüber betrogenen Männern in China etwas verächtlicher ist. Nach Konfuzius sind Frauen Untergebene und müssen gehorchen. Frauen galten traditionell als wertlos für die eigene Familie, da sie nach der Heirat zu den Schwiegereltern sowie ihrem Mann gehen. Ihre Aufgaben als Ehefrau bestehen traditionell aus Hausarbeit und dem Gebären und Großziehen der Kinder. Gewissermaßen zählen Frauen zum privaten Eigentum der Männer. Es ist wichtig, dass andere Männer ihre Frau nicht berühren dürfen. Heutzutage ist es natürlich nicht mehr so, aber der Einfluss traditioneller Gedanken ist nicht zu vernachlässigen. Wird ein Ehemann von seiner Frau betrogen und damit verraten, ist das eine unerträgliche Schande. Deswegen ist die Benennung *„Hahnrei“* eine sehr starke Beleidigung.

Bisher war dieser Witz nur als lustiger Einfall infolge der Doppeldeutigkeit eines Satzes verständlich, aber das ist noch nicht alles. In diesem Witz kommt ein dem Nicht-Chinesen fremder Begriff vor: *„Gäste, die mit öffentlichem Geld speisen“*. Ein entsprechender Ausdruck im Deutschen ist schwer zu finden. Im Deutschen sagt man: *„auf staatliche Kosten“* oder *„auf Kosten der Firma“*, aber nicht so allgemein wie *„mit öffentlichem Geld“*. Vorher in China gehörten die Produktionsstätten, alle verschiedenen Institutionen und Einrichtungen dem Staat. Deshalb nennen wir die Finanzen der Arbeitsinstitutionen auch öffentliche Gelder. Daneben betont der chinesische Ausdruck auch *„nicht auf eigene Kosten“*. Was die Frage angeht, wer bezahlt, ist nicht so signifikant. Es war und ist zum Teil heute noch ein relativ verbreitetes Phänomen in China, das manche Beamte unter jedem erdenklichen Vorwand auf Kosten der Arbeitsinstitution oder des

Staates essen, einkaufen und sogar verreisen. Dieses Phänomen ist in der Bevölkerung tief verhasst. Aber was die gewöhnlichen Leute dagegen tun können, ist vielleicht nur, sich durch solche Witze über diese Beamten lustig zu machen. So können sie, wie Freuds Theorie aussagt, durch Witze und Heiterkeit ihre inneren Spannungen abbauen. Dagegen ist man in Deutschland wesentlich auf eigene Kosten. Es ist offensichtlich seltener „mit öffentlichem Geld“ zu speisen. Aufgrund dessen handeln die meisten deutschen Restaurantwitze entweder von schlechter Bedienung, unappetitlichen Speisen oder von unzufriedenen Gästen.

Ferner ist die Beziehung zwischen Frau und Mann sehr häufig Gegenstand von Witzen. Das gilt für Deutschland ebenso wie für China, oder vielleicht einfach die ganze menschliche Welt. Der „Krieg zwischen den Geschlechtern“ hat schon eine lange Geschichte, ebenso wie die Liebe. Man macht aber selten Witze über Liebe, weil Konflikte sich besser zum Witzgegenstand eignen als eine harmonische Beziehung.

„Mutti, können alle Engel fliegen?“, fragt die kleine Maja.
 „Natürlich, mein Kind.“ „Aber unsere Susi kann doch nicht fliegen!“
 „Nein. Aber Susi ist ja auch unser Dienstmädchen und kein Engel.“
 „Aber Vati hat neulich gesagt: ‘Susi, mein süßer kleiner Engel.’“
 „Dann werde ich sie heute schon wegfliegen lassen!“

Das ist ein typischer Witz, der sich mit einer ganz normalen eifersüchtigen Frau und dem ganz normalen begierigen Mann befasst. Die Intention des Witzes meint nicht, jemanden zu kritisieren, im Gegenteil hat er mehr oder weniger den Charakter einer leichten Komödie. Nur indirekt mit den naiven Worten des Kindes wird die Begierde des Mannes deutlich.

Der Engel ist hier einfach eine Metapher für eine reizvolle Frau. Dieses Bild ist auch in China bekannt und verbreitet. Nach der Öffnung Chinas in den 80er Jahren fanden viele Begriffe aus dem Westen Eingang in die chinesische Sprache. Deswegen ist es vorstellbar, dass ein junger Mann in diesem Lande seine Angebetete einen „Engel“ nennt. Der nun folgende chinesische Witz nimmt darauf Bezug:

Mann: „Wasche meine Kleidung nach dem Kochen.“
 Frau: „Wie? Soll ich allein die ganze Hausarbeit erledigen?“
 Mann: „Wer denn noch?“
 Frau: „Hast du mich deinen Engel vor unserer Heirat genannt?“
 Mann: „Genau. Engel heißt Tag für Tag arbeiten.“

Um die Antwort des Mannes und damit die Pointe zu verstehen, muss man folgendes wissen: „Engel“ heißt auf Chinesisch *Tian Shi*, wörtlich: Himmel und Gesandter, also „Gesandter des Himmels“. Aber ein chinesisches Zeichen kann zugleich mehrere Bedeutungen haben, z.B. *Tian* kann auch als „Tag für Tag“ verstanden werden, *Shi* kann auch „verwenden/benutzen“ meinen, mit dieser Kombination erhalten wir eine andere Interpretation von *Tian Shi*: nämlich „Tag für Tag arbeiten“. Bisher ist der Doppelsinn von *Tian Shi* sowie die Pointe erklärt worden, jedoch muss noch etwas zum Hintergrund der Geschichte bemerkt werden.

Wegen des derzeitigen Männerüberschusses in China muss sich ein gewöhnlicher junger Mann sehr intensiv um eine Frau bemühen. Durch den schon erwähnten immer noch vorhandenen Einfluss konfuzianischen Denkens ändert sich das nach der Heirat sehr deutlich: Nun gehört die Gattin gewissermaßen zum Haushalt des Mannes. Sie hat ihre täglichen Pflichten zu erfüllen.

Dieser Witz spottet über die Veränderung in der Einstellung des Mannes zur Frau vor und nach der Heirat. Erst nach dieser Erklärung wird die starke Veränderung dem westlichen Hörer plausibel und reizt zum Lachen.

Natürlich können manche Witze universell problemlos verstanden werden, denn viele Themen werden in allen, oft sehr unterschiedlichen Kulturen gleich oder ähnlich gewertet. Dafür gibt es unzählige Beispiele, die wegen des begrenzten Umfangs nicht angeführt werden können. Daher werden hier nur Themen und Motive, die in unterschiedlichen kulturellen Kontexten jeweils anders reflektiert werden, behandelt.

In Bezug auf Mechanismen Lachen zu erregen scheint es, dass viele typische chinesische Witze häufig vom Spiel mit Redewendungen oder mit Worten, mit deren Bedeutungen und Assoziationen leben. Für den ersten Fall stellt der Hundewitz ein passendes Beispiel dar, z. B. die Redewendung „Der Hund hat das Gewissen gefressen“. Im zweiten Fall ist es durch die Witze über die Schildkrötensuppe und den Engel deutlich geworden.

Der Witz fußt in der Kultur und ohne deren Kenntnis ist vieles nicht zu verstehen. Die Gesellschaft entwickelt sich aber vielseitig ständig weiter, womit sich auch Witze inhaltlich, thematisch und sprachlich unaufhaltsam verändern. Z. B. wurden früher Witze mündlich weitergegeben. Mit der Entwicklung der Technologie werden Witze heutzutage auch durch Massenmedien wie z.B. Zeitungen, Zeitschriften, Fernsehen und Rundfunk vermittelt. Heutzutage gewinnt das Internet immer mehr an Bedeutung für die Ausbreitung wechselnder internationaler Witzmoden. Besonders anmerkwürdig ist die Reform- und Öffnungspolitik der Volksrepublik China in den 80er Jahren, wodurch viele Chinesen ins Ausland gegangen

sind und gleichzeitig auch viele Ausländer nach China kamen. Dieser Prozess förderte schon den gegenseitigen vielschichtigen Austausch zwischen den Kulturen. Die Zuhilfenahme des Internets kann die Kommunikation unter allen Menschen noch viel einfacher und schneller werden lassen und unterschiedliche Gedanken sowie Gewohnheiten mit beispielloser Geschwindigkeit, Tiefe und enormem Umfang beeinflussen und einander durchdringen. Die Unterschiede zwischen z.B. der deutschen und der chinesischen Kultur sind grundsätzlich sehr groß, der Einfluss der Moderne auf beide Kulturen verringert aber diese Differenz in vielen Bereichen. Deshalb soll es nicht erstaunen, dass die meisten Witze auch im jeweils anderen Kulturkreis verständlich sind.

Wie gesagt, ein Witz umfasst alle Lebensbereiche, die privaten ebenso wie die öffentlichen, die beruflichen wie religiösen und politischen. Witze machen sich lustig über alle Arten von menschlichen Schwächen. Nichts ist zu heilig, nichts zu verschwiegen, dass es nicht zum Gegenstand des Lachens werden könnte. Deshalb ist Witzforschung im Kulturvergleich hoch interessant und stellt eine Herausforderung dar. ■

Zhang Jieying M.A. promoviert am Germanistischen Institut der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster.

Laozi kannte die Welt auch, ohne aus seiner Höhle zu steigen.

von Till Ammelburg

Im Februar bin ich in China auf Reisen gewesen. Drei Wochen lang in Anhui und Jiangxi. Im Februar reisen zu gehen, ist in China nicht einfach. Es ist chinesisches Neujahr und man muss überhaupt erstmal Zugtickets bekommen. Es ist kalt und man muss alles anziehen, was man hat. Aber vor allem muss man sich gegen das kollektive Abraten von Seiten der Chinesen durchsetzen, es zu dieser Zeit überhaupt wagen zu wollen, auf Reisen zu gehen. „Am besten solltest du jetzt nicht in den Süden fahren“, „Alle Tickets sind eh schon ausverkauft.“ Schließlich habe ich auf alle Guanxi verzichten müssen, mich selbst in die Schlange am Bahnhof gestellt und zu guter Letzt habe ich doch mit einem Ticket im Zug gesessen, von Peking nach Hefei in Anhui, 17 Stunden.

Beginnt man eine Reise und hat gleich 17 Stunden Zeit, um aus dem Fenster zu schauen und sich Gedanken zu machen, denkt man vielleicht darüber nach, warum man das eigentlich macht, auf Reisen gehen. Wozu eigentlich? Laozi kannte die Welt auch, ohne aus seiner Höhle zu steigen. Aber bald habe ich es aufgegeben mir den Kopf zu zerbrechen und die Erforschung dieser großen Fragen auf später verschoben. Das einzige, was ich wusste, war, dass ich aufbrechen musste. Ich wollte raus aus Dalian, raus aus Peking, weg von blinkenden Hochhäusern zu etwas „echtem Chinesischen“ wie ich es genannt habe, ohne zu wissen was „echt-chinesisch“ eigentlich sein soll. Ich wollte zu einem chinesischen Ort, in dem ich gar nicht mehr vorkomme, auf dem Land, in der Stille, irgendwo, wo Dinge getan werden, die wirklich getan werden müssen und schon immer getan wurden. Und sobald ich jenen Ort gefunden habe, sagte ich mir, werde ich nicht mehr weiterreisen, dann bin ich angekommen, dann

werde ich dort bleiben bis es wieder Zeit wird zurückzufahren.

Von Hefei aus bin ich nach Lujiang gefahren, einer kleinen Provinzstadt im Norden von Anhui, wo mich eine Kommilitonin aus Dalian abholte. Yaoxue. Yaoxue ist schüchtern und spricht sehr langsam und deutlich. Wenn Yaoxue, wie so oft, traurig träumend in die Welt hinein schaut, möchte man sie fragen, „Ist alles in Ordnung?“ Aber man kann sie das auch nicht immer fragen. Wenn wir zusammen unterwegs sind, diskutieren wir über China und Chinesen und Ausländer in China, spinnen große Gedanken und später schweigen wir meistens lange, länger als man es bei uns gewohnt ist. Yaoxue ist ganz in der Welt, gibt sich widerstandslos dem hin, was man so halt macht, Business Administration oder International Trade studieren. Doch mit ihrem Herzen ist sie ganz woanders, bastelt lieber kleine Sternchen, schreibt Tagebuch, weint lieber über eine kleine zu schöne Sache oder zupft an Eiszapfen als darüber nachzudenken, ob sie nächstes Jahr, wenn sie dann 22 ist, Arbeit suchen oder Master studieren soll.

Zusammen sind wir dann am nächsten Tag nach Shuangmiao gefahren, ihrem Zuhause. Shuangmiao heißt Shuangmiao, weil es zwischen zwei kleinen Tempeln liegt. Ich kenne kaum andere chinesische Dörfer, aber ich glaube Shuangmiao ist ein sehr normales chinesisches Dorf. Es ist nicht besonders schön, aneinander gereihete gleich aussehende Häuser, einer asphaltierten Straße die mitten durch die Stadt führt und laute chinesische Technomusik gemischt mit ununterbrochenem Hupen von morgens bis abends. Im Vorfeld hieß es, dass ich vor dem Chinesischen Neujahr wieder weg sein muss,

sonst denken die Nachbarn, da geht was zwischen der kleinen Yaoxue und diesem Ausländerlulatsch. Nicht unbedingt weil ich ein Ausländer bin, sondern weil sich im Dorf etwas verbreitet hätte, was nicht den Tatsachen entspricht. Denn, wenn ein Fremder zusammen mit der Familie das Neujahr verbringt, bedeutet das, da geht was. Diese Bedingung habe ich im Voraus natürlich vollkommen akzeptiert. Ich wollte doch auf keinen Fall den Haussegen der Familie Yao stören. Aber gleich am ersten Tag, noch vier Tage vor Neujahr, hat die Mutter am Esstisch berichtet, dass sie an jenem Tag ungefähr von 20 Leuten gefragt wurde, ob das Fräulein Tochter ihren Freund mit nach Hause gebracht hätte. Also war es dann schon egal, ob ich jetzt über Neujahr bleibe, oder nicht, wurde entschieden.

Die letzten 400 Meter mussten wir laufen, weil das kleine Taxi im Schnee stecken geblieben ist, Verfroren und total erschöpft von der langen Reise habe ich mir erhofft, jetzt endlich in die gute Stube zu kommen. Ich wurde von einem unverputzten Haus, nur aus Beton, eher einer Garage gleichend als einer Wohnung, überrascht. Überrascht, weil ich den Unterschied zwischen Stadt und Land doch immer noch bei weitem unterschätzt hatte. Ich musste dringend aufs Klo. Meine Frage „Wo ist das Klo?“ hat erste Diskussionen zwischen den Familienmitgliedern ausgelöst. Fünf Minuten später wurde ich vom Vater hinter das Haus geführt, um mein kleines Geschäft zu verrichten. Später habe ich dann meinen privaten Topf bekommen und außerdem gelernt, wie man Wasser aus dem Brunnen schöpft, es mit Gekochtem mischt, um sich das Gesicht oder die Hände zu waschen oder wo die öffentliche Toilette für größere Bedürfnisse ist. Jenen still riechenden Ort, schon fast auf dem Feld dort hinten, wo der Schnee rot gefärbt ist vom Schweineschlachten, durfte ich am nächsten Tag näher kennen lernen, anscheinend habe ich das abgekochte Brunnenwasser nicht gleich vertragen.

In der Umgebung bin ich mit Yaoxue tagsüber auf dem einen Meter breiten Abgrenzungen von den verschneiten kleinen Reisterassen spazieren gegangen. Immer wieder steht ein Haus zwischen Feldern oder vielleicht mal drei zusammen. Nicht weit entfernt vom lauten Dorf fängt man an, seine Schritte im Schnee zu hören. Alles ist gleichmäßig weiß, weit und breit, außer dem Bambus auf den Hügeln und den einsamen kahlen Bäumen dazwischen die sich schwarz in die endlos weiße Umgebung malen. Hühner laufen bei den Häusern herum, ein Hund knurrt und rennt weg. Wir gehen schweigend hintereinander die schmalen Wege entlang, ein Bauer kommt uns entgegen, schaut nur kurz. Wir bleiben eine Weile an einem kleinen Bach sitzen. Oben auf dem kleinen Berg steht einsam einer der Tempel. Innen hängt eine lange Räucherspirale von der Decke. Große und kleine Götter stehen eng nebeneinander. Draußen sieht man Shuangmiao von oben, es geht kein Wind, der Schnee dämpft das Hupen. Die ersten Knaller von weitem. Vielleicht heiratet gerade jemand.

„Gibt es bei euch auch Schnee?“ brüllt die Nachbarin von nebenan herüber, als ich mir draußen gerade den Kopf wasche, da, wo das Haus an das erste Feld grenzt. Sie hat ihren kleinen Enkel im Arm, den ihr lautes Sprechen überhaupt nicht juckt, aber wenn ich ihn in den Arm nehme, gleich anfängt zu weinen. Sie kann mit einer Hand Hühner töten hat Yaoxue gesagt. „Kommen bei euch die Nachbarn auch ständig vorbei?“ „Gibt es bei euch auch Hühner?“ Es ist der laute freundliche Umgangston, den ich so lieb gewonnen habe, ja nur noch schwer entbehren kann. Man steht fest auf dem Boden, macht einfach seinen Mund auf und spricht ohne anstrengende, abgemachte Höflichkeiten. Die Chinesen haben die unkomplizierteste Kommunikationsart entwickelt. „Ja bei uns gibt's auch Hühner, aber wir können sie nicht selber töten. Ich geh jetzt was essen.“ Die Nachbarin hat nicht viel zu tun vor Neujahr,

alles ist verschneit und deswegen wuselt sie auch oft bei den Yaos herum. Yaoxues Eltern sind dagegen total beschäftigt. Sie sind nämlich keine Bauern. Sie haben ein Geschäft und verkaufen alles, was man so braucht. Stäbchen, Klobürsten, Hocker, Tassen, Nägel, Handtücher und Ohrlöffel. Sie waren vor Neujahr so beschäftigt, dass ich in den letzten Tagen vor dem Fest für die Familie gekocht habe. Nicht, dass mir das angetragen wurde, im Gegenteil, der kleinste Handschlag wurde mir abgenommen, aber ich hab dann einfach gekocht. Aubergine mit Rindfleisch und Chinakohl mit Ingwer.

Mit Yaoxues Eltern hatte ich nicht besonders viele Themen, über die ich mit ihnen hätte reden können und trotzdem störte mich das überhaupt nicht. Ich habe es eher genossen, ohne gezwungene Gastfreundlichkeit oder herbeigezogene Gespräche einfach mit der Familie am Tisch zu sitzen und das Gefühl zu haben ein Teil zu sein. Ich habe mir oft darüber den Kopf zerbrochen, wem Yaoxue eigentlich ähnelt. Anders als Yaoxue pflegen ihre Eltern und besonders ihre kleine Schwester nämlich, wie die Nachbarin auch, die chinesische Schreissprache zu benutzen und sich ständig in der Wohnung zuzurufen. Der im Geschäft rumwuselnde Vater der entweder laut und freundlich seine Kunden bediente oder hinterm Tresen an irgendetwas tüftelte, glich der so allein aussehenden und verklemmten kleinen stillen Yaoxue überhaupt nicht. Und ihre große Mutter mit dem harten Ausdruck und der lauten Stimme, die alles im Griff zu haben schien, um so weniger. Yaoxue saß mit am Tisch und sah aus als wüsste sie nicht was sie mit dem Essen machen soll. Sie schien fast fremder als ich zu sein.

Nach einigen Tagen wurde es endlich wärmer, der Schnee fing langsam an zu schmelzen und der Himmel klarte auf. Die Nachbarskinder weckten mich morgens auf, nach dem Gesichtwaschen aß ich meinen Reisbrei und bin dann Gemüse für das Mittagessen

einkaufen gegangen. Nachmittags sind Yaoxue und ich wie jeden Tag in der Umgebung spazieren gegangen, immer in eine andere Richtung immer hintereinander auf den schmalen Abgrenzungen der Reisterassen. Und mit jedem Tag der auf das Neujahr zurückte, nahm das Knallen zu, aus allen Richtungen.

Obwohl ich eigentlich schon genau das gefunden hatte was ich suchte, einen Ort der mir fremd, der „echt-chinesisch“ ist, mit Wasser aus dem Brunnen holen und Kleider im Fluss waschen. Einen Ort der mich verwöhnten Westler herausforderte und testete so wie ich mir das gewünscht hatte. Und trotzdem war mein Fernweh noch nicht gestillt, war ich innerlich noch nicht angekommen. Warum? Ich wurde mit der Zeit unruhiger und wollte weiterfahren.

Am Neujahrsabend war Yaoxue vollkommen teilnahmslos. Sie schien außerhalb der feierlichen Atmosphäre zu stehen, als der Tisch festlich gedeckt, dann die Knaller gezündet, und der Weg zur Küche frei gemacht wurde, um die Vorfahren zu Tisch zu bitten. Als die Ahnen dann wieder vom Vater knallend entlassen wurde und wir uns bald selbst an den farbenreichen Tisch setzen durften um die neuen Stäbchen und Schüsseln einzuweißen, fragte ich sie: „Ist alles in Ordnung? Sie ist müde, sagt sie. „Ich bin weder meiner Mutter, noch meinem Vater und schon gar nicht meiner Schwester ähnlich. Warum ist das so?“ Und dann schaut sie wieder vor sich hin und wir schweigen lange aber nicht unangenehme Minuten, bis ich sie frage: „Bist Du gern Zuhause?“ Sie schaut mich an, als hätte ich sie gerade aufgeweckt und sagt langsam, sehr deutlich im traurigen Ton „Geht so.“ ■

Till Ammelburg studiert Sinologie und Religionswissenschaften an der Universität Leipzig.

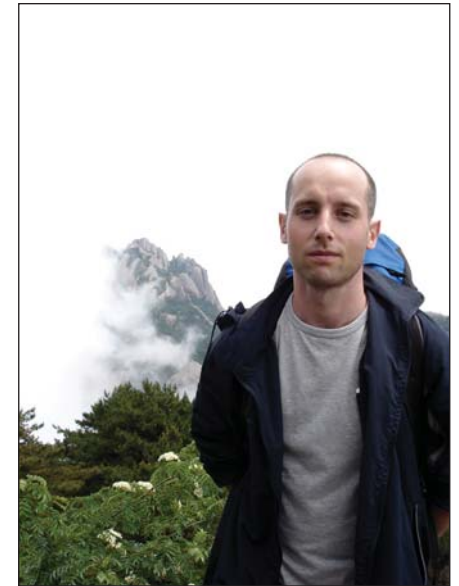
Neu am Institut!

Lars Kämpfner

„Wissenschaftliche Distanz und persönliche Nähe“

Dieses Sommersemester lehrt vorübergehend ein neues bzw. altes Gesicht für den Fachbereich Sinologie am Ostasiatischen Institut - Lars Kämpfner. Denn von 2000 bis 2007 studierte Lars Kämpfner (29 Jahre) Sinologie, Philosophie und Religionswissenschaft an der Universität Leipzig und beendete sein Studium mit einer Arbeit über Zhou Zuoren.

Bereits im Alter von 9, 10 Jahren erwuchs die Begeisterung für die asiatische Kultur durch den damals ausgestrahlten Film „Shaolin Tempel – Kloster der Rächer“ mit Jet Li. „Damals habe ich China noch durch die sogenannte „Exotikbrille“ gesehen“, meint Lars. Denn ihn faszinierten nicht nur die Kampfscenen, sondern vielmehr der gesamte Film in all seinen Facetten. „Jeder Sinologe baut ja zu Anfang seiner China-Faszination sein eigenes Universum auf“, sagt Lars Kämpfner und schmunzelt dabei. Die erste Reise nach China folgte dann bereits im 1. Semester nach Shanghai und Shandong. Seitdem bereist er China jedes Jahr und studierte als DAAD-Vollstipendiat von 2002 bis 2003 in Shanghai an der Fudan Universität. Seine Forschungsinteressen umfassen vor allem die geistesgeschichtliche Auseinandersetzung mit Ästhetik in China und chinesische *Ecoliterature*, der literarisch kritischen Auseinandersetzung des Verhältnisses zwischen Mensch, Umwelt und Natur in China. Bereits während seines Studiums war Lars Kämpfner studentische Hilfskraft am Institut und führte Tutorien für Vormodernes und Modernes Chinesisch durch; des Weiteren engagierte er sich im Leipziger Archiv der Max-Stirner-Gesellschaft. „Mir waren Vorträge, Unterricht und



persönlicher Austausch immer schon sehr wichtig für die Beschäftigung mit China“, weshalb er schon während seines Studiums 2 Jahre lang an der Volkshochschule Dresden im Rahmen der Veranstaltungsreihe „Die Großen Weltreligionen“ für den Workshop und Vortrag zu „China – Daoismus“ verantwortlich war. Die Beschäftigung und Auseinandersetzung mit dem chinesischen Kulturraum haben zweifelsohne Lars Kämpfners Lebensweg und Weltsicht geprägt: „Wenn ich beispielsweise über China lese, dann meist als Sinologe, aus einer gewissen wissenschaftlichen Distanz heraus, in persönlichen Gesprächen über die chinesische Kultur jedoch, vor allem aus persönlicher Nähe.“ *fa*

Lehrveranstaltungen Lars Kämpfners für die Vertiefungsrichtung Kulturgeschichte/Philosophie Chinas

Kultur- und geistesgeschichtliche Dimensionen in der Entwicklung der Landschaftsmalerei

Die Landschaftsmalerei als eine eigenständige Gattung der Malerei hat sich in China früher und anders als in Europa entwickelt. Neben augenscheinlichen stilistischen Unterschieden betrifft dies insbesondere die Tatsache ihrer Stellung und Funktion innerhalb eines weiteren kulturellen Kontextes. Deutlich wird dies u.a. an gewissen Schlüsselideen, durch die das Augenmerk der Produktion und Rezeption auf bestimmte Aspekte gelenkt wird, die über bloß malerische Konzepte im engeren Sinne hinausreichen. Diese Ideen sind Teil eines allgemeineren kultur- und geistesgeschichtlichen Diskurses, sie erhalten jedoch in der Landschaftsmalerei eine spezifische Ausdeutung und Verschiebung. Ohne deren Kenntnis würden (insbesondere dem westlichen) Betrachter einige Eigenarten des Charakters chinesischer Landschaftsmalerei verschlossen bleiben. Im Seminar geht es somit weniger um eine kunstwissenschaftliche Rezeption oder Diskussion an sich, sondern um die Aneignung eines kontextspezifischen Verständnisses des kultur- und geistesgeschichtlichen Hintergrundes sowie um Beziehungen zu Nachbardisziplinen wie etwa der Kalligraphie und der Literatur.

Ökologie und Literatur im heutigen China

Ökokritik (engl. ecocriticism) ist sowohl im Westen als auch in China ein noch relativ junges Feld innerhalb der Literaturwissenschaft. Ihren Ausgangspunkt nahm sie in der Erkenntnis der zunehmenden Zerstörung der natürlichen Umgebung und des Ökosystems durch die gravierenden Eingriffe seitens des Menschen. Werke der sogenannten Ökoliteratur (ecoliterature) setzten sich mit diesem Problem auf textlicher Ebene auseinander. Es entwickelt sich eine Perspektive, von der aus das Verhältnis zwischen Mensch und Natur im Rahmen der gesamt-kulturellen Entwicklung als eine zentrale Problem in den Vordergrund rückt. Während in China die Produktion ökokritischer Arbeiten in den letzten Jahren schon stark zugenommen hat, steckt die Entwicklung entsprechender literarischer Werke im engeren Sinne (Belletristik, Poesie) noch in den Kinderschuhen. Neben einem Überblick über aktuelle Positionen innerhalb der Ökokritik in China soll es im Seminar aber besonders auch um solche Werke und ihre Autoren gehen. ■

Im Gespräch mit Dr. Giese

Was halten Sie von der Medienberichterstattung über die Olympischen Spiele in Deutschland?

Aus meiner Sicht wird die Berichterstattung in Deutschland zunehmend zum „China-Bashing“. Ich kenne Stellungnahmen von deutschen Journalisten in Beijing, wo ich letztes Jahr war, die mittlerweile Schwierigkeiten haben, ausgewogene oder positive Artikel über China zu verfassen. Die chinesische Berichterstattung ist das genaue Gegenteil davon, das kann man sich vorstellen.

Welche langfristigen Veränderungen wird es Ihrer Ansicht nach in China durch die Olympischen Spiele geben?

Ich glaube, dass an den Spielen selbst nicht so viel dran hängt. Die chinesische Regierung hat eines geschickt gemacht: Es war ja meistens bei den Olympischen Spielen so, dass ein reger Investitionsboom stattfand und danach das große Tal kam. Die Regierung hat einige größere Investitionen, die schon länger geplant waren, für die Zeit nach den Spielen aufgeschoben, um eben so ein Hineinfallen zu verhindern und um diese allgemeine positive Grundstimmung im Land weiterzuführen. Das trägt natürlich zur innenpolitischen Befindlichkeit bei, die natürlich sehr wichtig ist, damit es keine Instabilitäten in China gibt. Aber ich denke, dass die chinesische Regierung die Situation recht gut im Griff haben wird.

Natürlich gibt es ein paar Unwägbarkeiten - wie zum Beispiel die Falun Gong - dass die es tatsächlich schaffen werden, etwas auf die Beine zu stellen, würde ich stark bezweifeln, weil die chinesische Regierung schon extrem sensibilisiert ist. Es wird dagegen nicht

ausbleiben, dass der ein oder andere ausländische Menschenrechtsaktivist meint, er müsse ein Plakat entrollen. Von der chinesischen Bevölkerung wird meiner Ansicht nach für solche Aktionen relativ wenig Verständnis da sein. Die chinesische Bevölkerung feiert diese Olympischen Spiele als in der Vergabe absolut gerechtfertigt. China ist wieder da und ganz groß, es gibt ein allgemeines, erstmal sehr positives Nationalgefühl. Wenn dann irgendwelche westlichen „Spinner“ rumlaufen und meinen, dieses chinesische Fest zu stören, werden sie nicht besonders gut bei der allgemeinen Bevölkerung ankommen.

Ein Problem könnte es im Hinblick auf Nationalismus geben, also den Nationalismus im Sinne von Feindbildern im Zaum zu halten. Ich kann mir vorstellen, dass es dort zu Problemen kommen wird, besonders in Bezug auf Japan, dass Emotionen aufbrechen, welche die chinesische Regierung natürlich nicht haben möchte. Denn dies wiederum hat Implikationen auf das Chinabild, insbesondere in Asien. Das Chinabild in Asien ist für China viel wichtiger als das Chinabild in den USA oder Westeuropa. In Asien wurde sehr geschickt und über lange Zeit ein positives Chinabild aufgebaut und das will man natürlich nicht zerstören. Des Weiteren können international viele Fragen auftauchen, wenn die Chinesen wirklich alle Medaillen abräumen und eine unglaublich starke Dominanz zeigen, hinsichtlich Doping beispielsweise.

Primär interessant ist, dass China insbesondere in Asien versucht hat, die Dominanz, die es ausübt, hinten anzustellen und zu verschleiern. Da könnten nun Dominanz- und Hegemonialdiskussionen wieder auftauchen, und das ist nicht im Interesse der chinesischen

Regierung. Das wären Effekte, wo man etwas vermuten kann. Alles andere ist reine Kaffeesatzleserei. Wahrscheinlich werden wir nachher alle dastehen und denken, dass die Olympischen Spiele China in keiner Weise verändert haben. Bleibt die Frage, inwiefern China eventuell die Idee der Olympischen Spiele verändert.

Das wird in jedem Fall eine unglaublich große, perfekt organisierte Show, da bleibt zu schauen, wie sie rezipiert wird.

Was halten Sie persönlich von Themen wie Menschenrechte, Zensur und freie Meinungsäußerung, die besonders in der letzten Zeit von den Printmedien aufgegriffen und diskutiert wurden?

Ich denke, dass die Menschenrechte primär ein westliches Thema sind, welches in China so nicht wahrgenommen wird. Wenn wir von Dissidenten reden, dann haben wir da bestimmte Fälle im Auge, die es gibt. Die Organisation „Reporter ohne Grenzen“ betreibt das ja ganz kräftig: China sei der Internetfeind Nummer eins. Es ist häufig von Internetdissidenten die Rede. Ich bin mir sicher, dass die 70 Leute, die einsitzen, sich gar nicht darüber bewusst sind, dass sie hier als Dissidenten bezeichnet werden. Das mag jetzt zynisch klingen. Aber diese Leute spielen für China momentan überhaupt keine Rolle. Das ist ein Zahlenphänomen: 1,3 Milliarden Menschen, bis zu 200 Millionen Internetnutzer, davon 64 wegen Vergehen inhaftierter Dissidenten. Es gibt außerdem eine große Zufriedenheit innerhalb der Mittelschichten, die nichts aufs Spiel setzen möchten. Der Staat hat es verstanden, Kanäle zur beschränkten Partizipation zu eröffnen und damit herrscht Ruhe. Es herrscht eine Vorliebe für Stabilität. Insbesondere die Mittelschichten, 200 bis 400 Millionen, je nachdem, wie man sie definiert, haben nicht das geringste Interesse, das aufs Spiel zu setzen, und sie haben kein Interesse an

Demokratie. Ich würde sie nicht als apolitisch beschreiben. Sie sind ja politisch, im kleinen Kreis, was eher mit den Anfängen der Bürgerrechtsbewegung hier in Deutschland zu vergleichen ist. Es gibt Initiativen, die gegen etwas in ihrem direkten Umfeld vorgehen.

Zu Demokratisierung und Pressefreiheit kann ich nur sagen, dass ich davon überzeugt bin, dass sehr viele chinesische Internetnutzer gar nicht wissen, dass sie zensiert werden, sie kriegen es einfach gar nicht mit. Es gibt so viel chinesischen Content, der ihren Bedürfnissen entspricht, dass sie gar nicht auf ausländische, sprich englische Webseiten zugehen. Wenn wir mal unser eigenes privates Internetverhalten anschauen, ist das genau so.

Meiner Ansicht nach war freie Meinungsäußerung in China schon immer beschränkt – die Leute wissen damit umzugehen. Hinzu kommt, dass wir momentan alles tun, die Glaubwürdigkeit und Reputation chinesischer Medien, so zensiert und so gleichgeschaltet wie sie sind, durch intensives „China-Bashing“ in ausländischen Medien zu stärken. Wie gesagt, das Nationalgefühl dort ist jetzt sehr stark ausgeprägt. Man ist mit Recht stolz darauf, was in den letzten 25 - 30 Jahren erreicht wurde, man sieht auch überall dynamisches Wachstum, vor allem in Großstädten. Dann müssen sich diese Leute vorhalten lassen, von Europäern, die irgendwo stehen geblieben sind, und die an allem rummäkeln, kritisiert zu werden. Deshalb können ausländische Medien nicht besonders glaubwürdig erscheinen. 84 Prozent der Chinesen nehmen nur chinesische Quellen zur Kenntnis und halten chinesische Medien, insbesondere Printmedien, für glaubwürdiger. Das sind Dinge, mit denen man sich auseinandersetzen muss, insbesondere, wenn man versuchen möchte, irgendwelche Werte nach China hineinzutragen.

Wanderarbeiter werden fast keine Rolle spielen, sofern sie einen Job haben. Sie werden in dem Sinne von Ordnungsmaßnahmen eine Rolle spielen, nicht im Kontext politischer Restriktionen: In Beijing wird einfach ein riesiges Verkehrschaos und eine Unterversorgung an Betten in allen Preisklassen zu erwarten sein. Wenn dann natürlich noch Wanderarbeiter kommen, verstärkt das dieses Chaos. Das will die Regierung natürlich für die Zeit der Olympischen Spiele eingrenzen. Wir hatten ja auch Freiheitseinschränkungen während des G-8-Gipfels. Gegen Bettler oder Kriminalität geht man bei allen Olympischen Spielen vor.

Ein chinesisches Spezifikum ist es, wie man es schon zum 17. Parteitag gemacht hat, Leute mit lokalen oder provinziellen Problemen, die sich an die Zentralregierung wenden und in Siedlungen wohnen und darauf warten, Gehör zu finden, zu vertreiben. Solche Dörfer wird man auch nicht wieder entstehen lassen, da solch eine Zusammenballung von frustrierten Leuten Eigendynamiken und damit Demonstrationen entstehen lassen kann, welche die Medienaufmerksamkeit nutzen wollen.

Wird das GIGA speziell über die Olympiade berichten?

Wir haben uns gefragt, ob wir an dem Thema vorbei kommen und wenn nicht, wie wir damit umgehen. Als Zeitschrift werden wir die Olympischen Spiele nur als Aufhänger nutzen und eine Ausgabe mit dem Fokus auf Sport, Politik und Gesellschaft gestalten, Nationalismus wird da eine große Rolle spielen.
(Hamburg, 28. Februar 2008)

Vielen Dank für das Gespräch!

Das Interview führte Laura Weinert. ■



Dr. Karsten Giese; studierte Sinologie, Soziologie und Politologie in Berlin und Taipei sowie Dolmetschen für Chinesisch in Berlin. Er war 10 Jahre als Dolmetscher und Übersetzer für Chinesisch tätig, bis er 2000 als wissenschaftlicher Referent am GIGA Institut für Asien-Studien tätig wurde. Er ist zuständig für Themen der Volksrepublik China, Außen- und Sicherheitspolitik, soziokultureller Wandel, Internet, Migration. Er ist Editor der Zeitschrift *China aktuell* des GIGA Instituts für Asien-Studien.

Vom GIGA wird es voraussichtlich im Juni in Berlin eine Veranstaltung zum Thema Olympia geben.

Weitere Infos unter:
www.giga-hamburg.de

Geschichte und Gesellschaft Chinas auf Augenhöhe : »Humanism in China«



Vor einigen Jahren setzte sich ein chinesisches Kuratorenteam an die fotografische Vermessung der chinesischen, speziell volksrepublikanischen, Welt. Vier Hauptkoordinaten – Existenz, Beziehungen, Begehren, Zeit – wurden festgelegt, um das reichliche Material – letztlich knapp 600 Aufnahmen von ca. 250 Fotografen – zu strukturieren, damit historische Phänomene und Entwicklungen umfassend zu dokumentieren und den „Humanisierungs- und Individualisierungsprozess“ nachzuvollziehen, den die chinesische Gesellschaft durchlaufen habe.

Der Titel mag den westlichen Besucher dabei zunächst in die Irre leiten – er bezieht sich auf

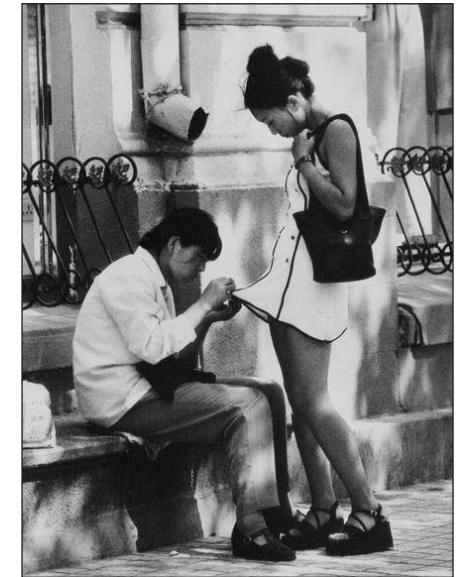


den Anspruch, diese vom Menschen aus zu denken, nicht auf die gleichnamige westliche Denkrichtung. Die so genannte „große Geschichte“ – von den Kleinsthochöfen des Großen Sprungs bis hin zum Drei-Schluchten-Staudamm – ist präsent, aber nicht dominant – eingewoben in die Textur der Bilder wird sie von deren Protagonisten meist nicht repräsentiert, sondern erlebt. Der überwiegende Teil der Aufnahmen entstammt der Reform- und Öffnungsperiode, während einige (leider) wenige ältere eine größere historische Tiefenschärfe vermitteln – aber da auch erstere meist in Schwarz-Weiß gehalten sind, sind Brüche zwischen den einzelnen Epochen nicht sofort augenscheinlich. Für das eigentliche, *chinesische*, Zielpublikum (die Ausstellung für das *Guangdong Meishuguan* konzipiert und anschließend auch in Peking und China gezeigt) und den Sinologen mag sich die entsprechende Kontextualisierung recht einfach gestalten, den interessierten Laien jedoch möglicherweise überfordern – die dadurch ermöglichte größere Konzentration auf die unmittelbare Bildersprache wird wiederum durch



die gedrängte Präsentation erschwert.

Nun, es geht weniger darum, ästhetische Schmuckstücke und Innovationen zu zelebrieren als der Realität einen Spiegel vorzuhalten – und dies weniger zur Nabelschau als zur kritischen Selbstreflektion. Das (rein) Dokumentierende und das Appellierende lassen sich so nicht immer trennen; und es sind daher eher die „kleinen Leute“, die porträtiert werden – wie sie sich (mühselig) ihre Existenzgrundlage verdienen, Kinder aufziehen, innerhalb (schwieriger) sozialer Umweltstrukturen agieren, nach Geld, Ansehen, Schönheit, geistiger Orientierung oder kleinen Alltagsfluchten streben, oder auch den damit verbundenen Gefahren erliegen. Man erhält einen Einblick in den sich wandelnden Umgang mit historischen Fixpunkten – von Mao Zedong (Studium - Musealisierung – Vergottung) bis hin zu Grund und Boden; es finden sich aber auch einige, nicht nur politisch bedingte, „Leerstellen“ – einige neuere Milieus wie jene der Oberschicht sind abwesend. Trotz dieser kleinen Schönheitsfehler ist die



Ausstellung eine hervorragende Gelegenheit, Geschichtswissen zu wiederholen, weiterführende Betrachtungen über das sich wandelnde Verhältnis zum (privaten/öffentlichen) Raum, zu Körperlichkeit, etc. anzustellen – oder einfach nur in China-Erinnerungen zu schwelgen. Man sollte sich übrigens Zeit nehmen und genau hinschauen – der Ausstellungskatalog ist bereits vergriffen (kann aber gern bei mir ausgeliehen werden). **CS**

»China in Dresden in China.« Die Ausstellungsreihe beginnt mit »Humanism in China. Ein fotografisches Portrait«, Lipsiusbau, 29. Februar bis 1. Juni; »Zeichen im Wandel der Zeit. Chinesische Tuschemalerei der Gegenwart«, Lipsiusbau 28. Juni bis 14. September; »Chinese Gardens for Living«, Schloss Pillnitz, 28. Juni bis 31. November; »Goldener Drache – Weißer Adler: Die Kunst im Dienste der Macht am Kaiserhofe von China und am sächsisch-polnischen Hof (1644-1795)«, Residenzschloss, 11. November bis 11. Januar 2009.

www.china-in-dresden.de

Von Leipzig nach Nordkorea von Falk Hartig



Vor acht Jahren stand China noch nicht jeden Tag in der Zeitung und dementsprechend folgte auf die obligatorische Frage nach dem Studienfach und der Antwort immer die gleiche Reaktion. Große Augen, Kopfnicken und ein „Aha, na ja warum nicht.“ Wobei nie ganz klar war, ob da Anerkennung oder mitleidiges Bedauern raus zu hören waren. Und dann natürlich immer die gleiche Frage, immer und jedes Mal: „Was macht man damit?“ Ja, was macht man damit? Ich hatte keine Ahnung, da ja auch die Entscheidung Sinologie zu studieren eher zufällig gefallen war. Einige Leute waren zu Schulzeiten schon in Asien unterwegs, haben heimlich mit Stäbchen Mittag gegessen und so war klar, dass sie Chinesisch lernen würden. Bei mir war das eher nicht der Fall. Ich kam mal bis zur weißrussischen Grenze, aber das wars

dann auch schon mit Osterfahrten. Es war eher eine unüberlegte Entscheidung, wie man sich eben mit 18, 19 Jahren mal so für ein Studium entscheidet, ohne auch nur im Ansatz zu erahnen, was das für Konsequenzen haben könnte. Aber irgendwie ist es gut gegangen. Nach dem zweiten Semester das erste Mal in Peking, hauptsächlich um rauszufinden, wie das da ist. Denn Zeichen lernen ist das eine, aber mit Land und vor allem Leuten klarzukommen, das ist was ganz anderes. Und so dachte ich mir, dass man nach zwei Semestern zur Not noch gut wechseln könnte. Aber Peking fand ich ziemlich gut, auch wenn ich kein Wort verstanden habe, ständig angestarrt wurde ob der nicht schwarzen Haare und der nicht genormten Körpergröße. Aber wer schon mal in Peking mit einem klapprigen Fahrrad und 20 Chinesen bei Rot über die Ampel gefahren ist und so einen Bus ausgebremst hat, der weiß, was ich meine. Und zu allem Überfluss das Essen, herrlich!

Spätestens da war klar, dass China etwas ist, mit dem man sich näher beschäftigen kann, auch später mal. In den folgenden Jahren hat es dann fast immer irgendwie geklappt, in den Ferien irgendwo in Asien sein zu können und da was zu machen. Praktika in China, auf Taiwan und Singapur waren in erster Linie und vor allem höchst interessant und spannend. Bei 30 Grad in Singapur Weihnachtsgeschenke kaufen, da ist der Döbelner schon sehr angetan. Auch wenn es vielleicht etwas kitschig klingt, aber die sieben Jahre Studium in Leipzig waren prägend. Egal ob man mal im Klassischkurs wieder ganz niedergeschlagen da saß weil Dr. Filipiak sagte: „Auch eine sehr kreative Lösung, hat aber mit dem Original leider gar nichts zu tun.“ Wie man aus zwei Zeichen einen deutschen Satz formen kann, ist mir bis heute ein Rätsel! Oder die Mär von der einfachen chinesischen Grammatik... Aber die Auseinandersetzung damit war durchaus aufschlussreich, wenn vielleicht auch nicht immer im fachlichen Kontext – die drei De's kann ich bis heute nicht wirklich unterscheiden.

Aber zumindest entwickelt man eine gewisse Frustrationstoleranz und selbstständiges Denken lernt man im Sinologiestudium auch noch, und das ist ja schon mal was. Neben verschiedenen Praktika im In- und Ausland war das für meine derzeitige Chefin auch der ausschlaggebende Punkt, mich als Volontär bei der Zeitschrift KULTURAUUSTAUSCH zu nehmen. „Wer ein Sinologiestudium abgeschlossen hat“, so sagte sie mir neulich mal über ihre Entscheidung, „der muss irgendwie belastungsfähig sein.“ Und in der Tat kommt mir das jetzt zu Hilfe, zumindest viermal im Jahr, wenn das Heft in die heiße Produktionsphase geht. Thematisch kümmern wir uns im Grunde um alles, was irgendwie mit Kultur und Austausch im weitesten Sinne zu tun hat. Da die Redaktion ziemlich klein ist, legen wir ganz allein fest, was wir machen. Die Leser müssen also das lesen, was uns interessiert – eine sehr gute Regelung, wie ich finde. Hin und wieder kann ich vermeintliches Fachwissen einbringen, beispielsweise wenn es um eine Geschichte über die Konfuzius-Institute geht. Und ab und zu kommt man sogar mal raus aus Berlin, zu Rechercheisen nach Finnland oder gar Nordkorea. Alles in allem kann ich also sagen, dass ich die jetzige Stelle ohne das Studium in Leipzig wohl nicht bekommen hätte. Und noch wichtiger, beim Studium habe ich einige sehr feine Menschen kennen gelernt, mit denen der Kontakt auch nach dem Studium nicht abgerissen ist und das ist sehr schön, denn die meisten sind richtig toll. Das liegt sicher nicht zuletzt daran, dass wohl jede/r die oder der das studiert in gewisser Weise etwas sonderbar ist. Denn wer setzt sich schon jahrelang hin und lernt eine Sprache, die – davon bin ich immer noch überzeugt – ursprünglich nicht konzipiert wurde, um von Nicht-Chinesen gesprochen zu werden. Aber auf der anderen Seite, warum auch nicht. ■

Carsick Cars von Wang Dan

Seit gut 3 Jahren gibt es Carsick Cars, die momentan beste Noise-Indie-Rock-Band in China. Das Peking Trio hätte im Traum nicht daran gedacht, dass sie 2 Jahre nach ihrer Gründung als Vorband von Sonic Youth auf ihrer China-Tour spielen würden.



Carsick Cars bestehen aus dem Sänger und Gitarristen Zhang Shouwang, Drummerin Li Qing (Zhong Qiu) und am Bass Li Weisi (Levis). Li Qing und Levis waren Schulfreunde und haben Shouwang in einem Proberaum an der Technischen Universität Peking kennen gelernt. Carsick Cars gründeten sich im März 2005.

In dieser Zeit schufen sie ihre ersten Songs und spielten häufig im Punk Club *Old What*. Seit ihrem ersten Auftritt im Mai 2005, sind Carsick Cars schnell in der Peking Musikszene bekannt geworden. Im Oktober folgte dann

die erste Tour in Südchina mit anderen damals neu geborenen Bands aus Peking, wie Snapline, Queen Sea Big Shark und Nezha u.a. Die "No Beijing"-Tour wurde ein großer Erfolg und führte dazu, dass diese Bands eine neue Pekinger Musikszene formten.

Die Musik von Carsick Cars ist vor allem von New Yorker No Wave und Experimental Noise Bands beeinflusst wie The Velvet Underground, Sonic Youth, Glenn Branca und Suicide.

Ihr Indie Rock zeugt von minimalistischer Instrumentierung und primal Noise Wall. Daneben sind alle 3 Bandmitglieder noch in anderen musikalischen Projekten aktiv, so z. B. Shouwang, der das Projekt White ins Leben rief. Eine Band bestehend aus 2 Musikern, deren Musik vor allem im Avantgarde und Experimental angesiedelt ist. White hat bereits einige Gigs gespielt, die sich vor allem durch Improvisationen auszeichneten. Im Februar 2006 wurde Shouwang mit 21 Jahren vom Avantgarde-Komponisten Glenn Branca nach New York eingeladen, um bei der Aufnahme seines Albums "Symphony No.13" mit-zuwirken.

Im gleichen Jahr arbeite er außerdem noch mit den Musikern Elliott Sharp und Alvin Curran zusammen. Li Qing und Levis sind zugleich die Gitarristin und Bassistin von Snapline, einer anderen Post Punk Band aus Peking. Sie wirkten bei der Aufnahme von Martin Atkins Album *Pigface* mit.

Vor kurzem haben Carsick Cars und Snapline ihre ersten Alben veröffentlicht.

www.myspace.com/carsickcars

www.archive.org (Carsick Cars Album Download)

www.myspace.com/whitebeijing

www.myspace.com/snapline

<http://jeffhardy.blogcn.com/index.shtml>

(Blog von Shouwang)

www.rockinchina.com (Infos zur Musikszene in China)

Diskographie Carsick Cars

Title: Carsick Cars

Release Date: 2007, September 8

Label: Maybe Mars Records

Type: CD

Title: Beijing Volume Two 7"

Release Date: 2007, October

Label: Suyin Records

Type: 7" Vinyl

Title: Carsick Cars Live at D-22 2006

Release Date: 2006, December

Type: CD

Diskographie Snapline

Title: party is over, pornostar

Release Date: 2007, September 8

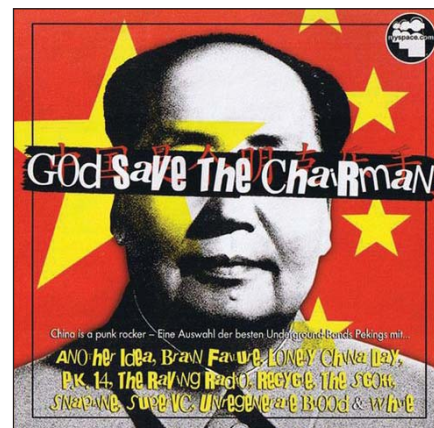
Label: Maybe Mars Records

Type: CD

Kompilationen Carsick Cars

Beijing Bubbles OST (VA) - 2007, April

No Beijing - 2005, October



Kompilationen White

God Save the Chairman (VA) - 2007, November

China? (a noise compilation) - 2006

Schattentheater in China



Während meines Studiums in Peking 2006/07 hatte ich mehr als nur einmal den *Panjiayuan*-Markt im Südosten der Stadt aufgesucht. Neben vielen interessanten Dingen, bot vor allem das Markttreiben an den Wochenenden ein Schauspiel der besonderen Art. Dicht aneinander gereihete Stände, schlafende, essende, *Weiqi* spielende oder hartnäckig feilschende Händler sowie verwirrt in alle Himmelsrichtungen blickende Besucher bevölkerten den *Panjiayuan*-Markt von Sonnenaufgang bis in die frühen Abendstunden. Porzellan, Stempel aus Speckstein und Jade, Tuschnmalereien, Pinsel, Lampen, hölzerne Kopfstützen, traditionelles Spielzeug neben kleinen blinkenden Robotern aus Aluminium, vermeintliche Antiquitäten aus längst vergangenen Zeiten sowie Schattenspielfiguren boten sich dem Auge des Betrachters dar.

Neben den hölzernen Kopfstützen zum Schlafen, hatten vor allem Schattenspielfiguren meine Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Bunt bemalte Figuren aus Esels-, Rinderhaut oder Pergament mit beweglichen Armen und Beinen, filigran ausgestanzt und überaus detailliert mit verschiedener Kopfbedeckung, Schwert oder Zepter ausgestattet, die Geschichten über chinesische Legenden, Mythen und historische Begebenheiten erzählen.

China beherbergt viele verschiedene Stile, häufig unterschieden sich die Stile von Provinz zu Provinz, manchmal auch von Stadt zu Stadt. Die bekanntesten Stile des chinesischen Schattentheaters jedoch stammen auch der Provinz *Shanxi* und aus Peking. In Zeiten von elektronischen Massenmedien ist es in China nur noch selten zu finden und somit heutzutage auf staatliche Förderung angewiesen bzw. findet sich als Attraktion vergangener chinesischer Kultur in modernen Kaufhäusern wie z. Bsp. an der *Wangfujing*-Straße in Peking. Mit viel Glück, kann man Schattenspielensembles vielleicht noch in entfernten Dörfern und Gegenden finden. Gerade an diesen Orten, wo sich Menschentrauben allabendlich vor einem „öffentlichen“ Fernseher drängeln, stellt das Schattentheater noch ein alternatives Medium zu modernen Daily Soaps und Historienserien aus der Flimmerkiste dar, um für Unterhaltung, Belehrung und Belustigung von jung bis alt zu sorgen.

Ein solches Schattenspielensemble besteht je nach Größe des Theaters meist aus einer bis zu fünf Personen, die von einer kleinen Musikgruppe begleitet werden. Ebenso häufig jedoch auch aus einem einzigen fahrenden Schattenspieler, der neben dem Theater auch für die musikalische Begleitung sorgt und von Dorf zu Dorf zieht. Ein Schattenspiel dauert ein bis zwei Stunden oder länger. Die Schattenspielfiguren werden hinter einem gespannten weißen Leinen- oder Seidentuch durch Metallstäbe an Hals und Händen



geführt, die in kleine Bambusstäbe gesteckt sind. Das weiße Leinen- oder Seidentuch wird von hinten mit einer Öllampe bzw. mit elektrischen Glühbirnen erhellt, so dass der Schatten der spielenden Figuren auf das Tuch geworfen wird. Zu Beginn des Schattenspiels wird jede Figur dem Publikum einzeln vorgestellt, indem Name, Geburtsort und Stand genannt werden. Danach wird erklärt, welche Rolle die Figur im Stück spielt und an welchen Aktionen sie beteiligt ist. Während der Vorstellung spielen die Musiker eine Erkennungsmelodie, die sich bei jedem Auftritt der Figur wiederholt. Die Texte der Figuren werden von den Spielern mit verstellter Stimme gesprochenen sowie Rezitative und Verse eingeschoben. Das traditionelle Schattentheater kann nach



drei inhaltlichen Kategorien unterschieden werden: 1. religiöse Stücke mit buddhistischen und daoistischen Glaubensvorstellungen und Mythen, 2. historische Ereignisse sowie Schlachten aus der chinesischen Geschichte und 3. Geschichten, Romanzen und Komödien, die das Leben des Volkes schildern. Das Repertoire des chinesischen Schattentheaters reicht von buddhistischen und daoistischen Mythen und Legenden, über Romane (z. Bsp. »Die Reise in den Westen«), bis hin zu Begebenheiten aus der chinesischen Geschichte (z. Bsp. »Der Hegemon nimmt Abschied von seiner Konkubine«) und Mythologie. Vor allem Figuren von Menschen, wie Könige, Beamte, Kaufleute, Handwerker, Bauern, Soldaten, Diebe und Räuber sowie Geister, Dämonen, Höllenfürsten und Götter

des chinesischen Pantheons bilden neben Tieren die traditionellen Darstellungsmotive des chinesischen Schattentheaters. Die Darstellung der Figuren ist immer im Profil wiedergegeben, nur Buddha und die Geister werden en face gezeigt. Der Charakter einer Figur wird vor allem durch Gesichtsschnitt und Farbe erkennbar. Weißgemalte Gesichter kennzeichnen böse Menschen, Rot ist die Farbe der Helden und treuen Gefolgsleute und Schwarz charakterisiert die Hitzköpfe und Raufbolde. Edle und schöne Frauen sind z. Bsp. durch mandelförmige Augen und einer schrägen Linie von Nase bis Stirn erkennbar. Beulen auf der Stirn und ein tiefer Einschnitt über der knollenartigen Nase deuten auf gemeine Menschen und Dämonen hin. Daneben zeichnet sich das chinesische Schattentheater ebenso durch eine ungeheure Mannigfaltigkeit an Requisiten und Kulissen aus, so z. Bsp. Wohnhäuser, Läden mit ganzer Inneneinrichtung, Festungen, Palästen sowie Naturdarstellungen in allen möglichen Formen.

Die Entstehung des Schattentheaters lässt sich bis in die Han-Zeit zurückverfolgen. In den »Historischen Aufzeichnungen« des *Sima Qian* (145–68 v.u.Z.) findet sich die älteste Erwähnung. Der Kaiser *Han Wudi* war so unendlich über den Tod seiner Lieblingsfrau betrübt, dass er *Shao Weng* – einen Mann mit der Kunst der Dämonen und Gottheiten – mit Hilfe seiner Magie die Gesichter der Toten und des Herdgottes in der Nacht erscheinen ließ. Diese Erzählung, die häufig als Ursprung des chinesischen Schattentheaters angeführt wird, mutet nicht nur phantastisch an, sondern steht ebenso typisch wie für vieles in der chinesischen Mythologie und stellt in der Geschichte des chinesischen Schattentheaters die Stelle dar, bei dem sich die Forschung stets widersprochen hat. Letztlich konnte nie eindeutig geklärt werden, ob während dieses Ereignisses ein Gegenstand vor eine Lichtquelle gebracht wurde oder nicht, die dem uns bekannten Prinzip des Schattentheaters

entsprechen würde. Die Erzählung verdeutlicht nicht nur eine besondere kulturhermeneutische Bedeutung des Schattens in der chinesischen Kultur- und Geistesgeschichte, sondern enthält ebenso einen deutlichen Hinweis, dass zwischen Schattenspiel und Totenkult ursprünglich ein Zusammenhang bestand. Erst mit den Erwähnungen des Schattenspiels in den Texten des 12. Jahrhunderts während der *Song*-Dynastie (960–1279) betritt man gesicherten Boden. Das Schattentheater entwickelte sich in Folge der Dynastien *Yuan* und *Ming* weiter und fand immer größere Verbreitung im Volk. Im 14. Jahrhundert prägte sich das bis heute relativ wenig veränderte Aussehen der Figuren und erlebte während der *Qing*-Dynastie (1644–1911) im Volk sowie am Kaiserhof seine höchste Blüte.

Jedoch ist das Schattentheater nicht nur als Gegenstand zur Belustigung und Unterhaltung des Volkes zu verstehen, sondern beinhaltet ebenso wichtige soziale Funktionen. Vier Hauptfunktionen die das Schattentheater enthält, sind: 1. die Unterhaltung der Dorf- und Stadtbevölkerung, des Kaiserhofs und der Adelsfamilien, 2. die Stärkung der Traditionen, indem überlieferte Mythen, Erzählungen und historische Berichte als Grundlage einer gemeinsamen kulturellen Identität weitergegeben werden, 3. die Übermittlung von sittlichen Standards und gesellschaftlichen bzw. idealen Verhaltensweisen, z. Bsp. durch die Darstellung von Höllenszenen (zu sehen im oberen Stockwerk des Trommelturms in *Xi'an*) und 4. ein utopisch-phantastischer Zug, dessen Grundlage auch die Kritik an den bedrückenden Verhältnissen der Realität ist.

Diese gesellschaftliche Funktion der Kritik, den Unmut der Bevölkerung gegenüber Misswirtschaft und Korruption der Regierenden zum Ausdruck zu bringen, führte dazu, dass viele allzu kritische Spieler gegen Ende der *Qing*-Dynastie und zu Beginn der kommunistischen Herrschaft hohe Gefängnisstrafen verbüßen mussten. Jedoch trugen Schatten-

spieler während der japanischen Besatzungszeit ebenso durch die Aufführung patriotischer Stücke zum Widerstand der Bevölkerung gegen die Japaner bei. Die nächste Zäsur erfolgte in den Jahren der Kulturrevolution, als versucht wurde, das Schattentheater als Kulturerscheinung aus den Zeiten des Feudalismus zu eliminieren. In den darauf folgenden Jahrzehnten übernahm der Staat zunehmend die Förderung nicht nur des Schattenspiels, sondern von traditioneller Kultur überhaupt, wie z. Bsp. von verschiedenen Lokalopern sowie von im Verschwinden begriffenen Kunsthandwerk. Schattenspielensembles wurden in einigen Städten in so genannten Kulturhäuser untergebracht, in denen man ihre Kunst heute noch bewundern kann, was aber nicht darüber hinwegtäuschen darf, dass das Schatten-theater im Rückgang begriffen ist.

Möchte man heute dennoch in Metropolen wie Peking oder Shanghai Zeuge des traditionellen chinesischen Schattentheaters werden, so bleibt einem wohl nicht anderes übrig, als in Wirtshäusern wie dem *Laoshe*-Teehaus in Peking einzukehren, um chinesische Kultur als „authentische“ Touristenattraktion zu erleben. fa

Aufgrund von Platzgründen wurde auf Fußnoten verzichtet. Alle Informationen, soweit nicht anderweitig vermerkt, stammen zum Teil vom Autor bzw. aus der angeführten Literatur.

Abbildungen/ Fotos: Frank Andreß

Literatur:

Chen, Fan Pan, Shadow Theaters of the World, in: Asian Folklore Studies 62 (2003), 1, S. 25-64.

Dunkel, Peter F., Schattenfiguren – Schatten-spiel: China, Japan, Indien, Thailand, Indonesien, Türkei, Persien, Nordafrika, Europa. Geschichte - Herstellung – Spiel, Köln 1984.

Grube, Wilhelm, Chinesische Schattenspiele, München 1915.

Simon, Rainald, Das chinesische Schattentheater. Katalog der Sammlung des Deutschen Ledermuseums Offenbach am Main, Melsungen 1986.

Swiderski, Richard M., The Aesthetics of a Contemporary Chinese Shadow Theater, in: Asian Folklore Studies 43 (1984), 2, S. 261-273.

Trauzettel, Rolf, Der Schatten in chinesischer Kunst, Literatur und Philosophie. Leeres Zeichen und Zeichen der Leere, in: Zeitschrift für Semiotik 22 (2000), 2, S. 183-208. ■



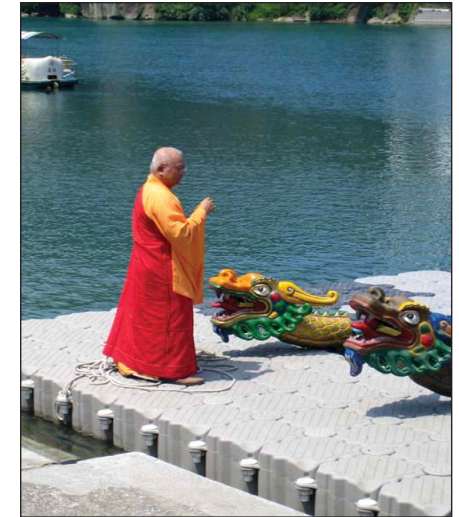
Das Drachenbootfest

Vor mehr als 2500 Jahren war China in viele kleine Königreiche geteilt. Die meisten von ihnen lagen sich erbittert mit den anderen in den Haaren und wenn das bei zwei Königreichen einmal anders war, dann eigentlich nur, damit sie sich zusammen besser mit den anderen in den Haaren liegen konnten.

Eines dieser Königreiche, *Chu*, hatte das Glück, einen Minister zu haben, der sich sehr um die Menschen in *Chu* sorgte und ihnen aus ganzem Herzen diente. Sein Name war *Qu Yuan*. Zum Sorgen hatte *Qu Yuan* (ca. 340-278 v.u.Z.) allerlei Anlass, denn natürlich lag sich auch das Königreich *Chu* mit anderen in den Haaren, darunter auch mit solchen, mit denen man sich besser nicht in den Haaren liegt.



Also ging *Qu Yuan* eines Tages zum König, um ihm einige Vorschläge zu machen, wie man sich der anderen besser erwehren könnte. Zu seinem Verdruss wollte der König aber nicht auf ihn hören, denn böse Zungen, denen der rechtschaffene *Qu Yuan* schon lange verhasst war, hatten in das Königsohr geflüstert. Sie trieben ihn schließlich sogar so weit, *Qu Yuan* vom Hofe zu verbannen.



Qu Yuan, der dem König immer treu gedient hatte, litt schwer unter dieser Ungerechtigkeit. In seiner Verbannung schrieb er sein Leid und seine Sorge um die Menschen von *Chu* in Gedichte. Und als, am 5. Tag des 5. Monats im chinesischen Kalender, *Chu* dann von einem anderen Königreich erobert worden war, ertränkte er sich verzweifelt in einem Fluss. Die Menschen von *Chu*, um die er sich stets gesorgt hatte, fuhren mit Booten auf den Fluss und suchten seinen Leichnam zu finden. Sie warfen Reisklößchen ins Wasser, damit die Fische ihn nicht anrührten und schütteten *Xionghuang*-Wein dazu, um ihre Sinne zu verwirren und baten sogar den Gebieter des Flusses, den Flussdrachen, ihnen zu helfen. Die Suche war erfolglos, doch haben die Chinesen ihren *Qu Yuan* nie vergessen. Noch heute essen viele von ihnen am 5. Tag des 5. Monats *Zongzi*, Klebreis in Bambusblättern, und trinken *Xionghuang*-Wein. Immer mehr junge Chinesen setzen sich sogar in traditionelle, chinesische Drachenboote und fahren mit anderen um die Wette. Das gibt dann ein riesiges Spektakel, wie man auf den Bildern sehen kann. Und alles nur für unseren rechtschaffenen *Qu Yuan*. **mb**

>>

Aufgrund von Platzgründen wurde auf Fußnoten verzichtet. Alle Informationen, soweit nicht anderweitig vermerkt, stammen zum Teil vom Autor bzw. aus der angeführten Literatur.

Fotos: »Taipei International Dragon Boat Race Championship« Juni 2005 (Lina Schnabel)

Literatur:

Aijmer, Göran, The Dragon Boat Festival on the Hupeh-Hunan Plain, Central China. A Study in the Ceremonialism of the Transplantation of Rice, Stockholm 1964.

Lagerwey, John, Edward L. Davis (Hrsg.) Encyclopedia of Contemporary Chinese Culture, London 2005, S. 157-158.

Mccartney, Glenn; Osti, Linda, From Cultural Events to Sport Events. A Case Study of Cultural Authenticity in the Dragon Boat Races, in: Journal of Sport Tourism 12 (2007), 1, S. 25-40.

Sofield, Trevor H.B.; Sivan, Atara, From Cultural Festival to International Sport - the Hong Kong Dragon Boat Races, in: Journal of Sport Tourism 8 (2003), 1, S. 9-20. ■



Wir beklagen einen Verlust!



Verehrte Frau Schneider, liebe Claudia!

Du wirst uns verlassen, so schnell schon, ebenso schnell wie Du erschienen bist in unserer beschaulichen kleinen studentischen Welt, ganz plötzlich. Wir können das gut verstehen; es rufen höhere Aufgaben. Unserer Zeit an der Universität sind enge Grenzen gesetzt, ein bloßer Wimpernschlag im Leben dieser mächtigen alten Institution... (bevor man sich versieht, ist diese schönste Zeit unserer aller Leben vorüber und vorbei).

Über drei Semester hast Du uns mit interessanten Veranstaltungen versorgt, die Flagge eines engagierten Seminars zwischen moderner Didaktik und Wahrung lehrkörperlicher Autorität hochgehalten, unser Vertrauen gesucht und gefunden, den ein oder anderen Scherz in falsche Hälse geworfen, im kalten Wasser unserer Skepsis schwimmen gelernt. Wir werden Debatten über die Taiwan-Frage und das Verhältnis von Nation und Nationalismus im modernen China vermissen, und inständig hoffen wir, dass zumindest ein Schimmer unserer unbedeutenden kleinen Studentenwesenheiten in Deiner Erinnerung verbleibt. Wir danken Dir für die schöne Zeit, die Du uns bereitet hast, für Dein Engagement, und wünschen Dir wirklich das Allerbeste für Deine Zukunft im AA!

*Im Namen der Vielen,
Jacob Tischer* ■

名正言顺

ming zheng yan shun

Dieses Chengyu geht auf das Lun Yu, die „Gespräche“ des Konfuzius, zurück. Dort heisst es im Buch 13, Kapitel 3, Konfuzius (551-479 v.u.Z.) sei von Zi Lu (子路, 542 – 480 v.u.Z.), einem seiner berühmtesten Schüler, nach den seiner Ansicht nach dringendsten Handlungen für die Regierung des Staates Wei befragt worden.

Die direkte Antwort des Konfuzius lautete: „Was getan werden muss, ist die Richtigstellung der Begriffe. [...] Wenn die Begriffe nicht korrekt sind, so wird die Sprache nicht angemessen sein. Ist die Sprache nicht angemessen, so können die Angelegenheiten nicht erfolgreich geklärt werden. Sollten die Angelegenheiten aber nicht erfolgreich geklärt werden können, so werden Ritual und Musik nicht erblühen. Ist dies der Fall, dann werden die Strafen nicht mehr angemessen sein. Wenn aber die Strafen nicht angemessen sind, weiss das Volk nicht

Herkunft: Lun yu, Buch 13, Kapitel 3

子路曰：“衛君待子而為政，子將奚先？”
子曰：“必也正名乎！”子路曰：“有是哉，子之迂也！奚其正？”
子曰：“野哉由也！君子於其所不知，蓋闕如也。
名不正，則言不順；言不順，則事不成；事不成，則禮樂不興；
禮樂不興，則刑罰不中；刑罰不中，則民無所措手足。
故君子名之必可言也，言之必可行也。
君子於其言，無所苟而已矣。”

Die Übersetzungen stammen ausschließlich vom Autor. ■

einmal mehr, wie es Hand und Fuss setzen sollte. Deshalb müssen die Begriffe, die der Edle verwendet, stets in Sprache umsetzbar seien, und es muss möglich seien, nach seinen Worten zu handeln. In den Worten des Edlen gibt es keine Nachlässigkeiten, und das ist alles, was gesagt werden muss“.

Die Redewendung 名正言顺 entwickelte sich also antonym zum Ausspruch Konfuzius' »名不正，則言不順« – „Wenn die Begriffe nicht korrekt sind, so wird die Sprache nicht angemessen sein.“

Ursprünglich wurde es vor allem in der Bedeutung „wird eine angemessene Unterscheidung der Namen und des Status vorgenommen, so ist das Gesprochene logisch“ verwendet. Später verschob sich die Bedeutung jedoch hin zu „mit angemessenen Begriffen wird die Argumentation stichhaltig“. In der heutigen Verwendung umreist es etwa „angemessene und ausreichende Gründe haben“ und entspricht damit dem deutschen „vollkommen im Recht sein“ bzw. „mit Fug und Recht“. **Ig**

菩薩蠻 • 書江西造口壁
[宋] 辛棄疾 (1140–1207)

郁孤臺下清江水，
中間多少行人淚。
西北望長安，可憐無數山。
青山遮不住，畢竟東流去。
江晚正愁余，山深聞鷓鴣。

Boddhisattva - Tänzer --- Geschrieben auf einer Mauer in Zaokou, Jiangxi

Der Fluss, er umspielt die Terrasse, so klar,
Darin wie viel wohl an Tränen war?
nach Norden, nach Chang'an schweift meine Sicht,
doch sehe ich Gipfel nur, dicht an dicht.
Die Berge, sie können das Wasser nicht zügeln,
und so wälzt sich der Fluss gen Osten, mit Macht.
Voll Kummer verbleib' ich am Strom diese Nacht,
Wo der Klang der Rebhühner ertönt aus den Hügeln.

lg

Die Übersetzung stammt ausschließlich vom Autor. ■

Chen Guidi und Wang Chuntao –
»Zur Lage der Chinesischen Bauern: Eine Reportage«

Über den Huangpu-Fluss glitzert uns die Skyline von Shanghai entgegen. Die Sciencefiction-Architektur des Oriental Pearl Tower ragt neben superlativischen Wolkenkratzern in den Himmel. Der Transrapid bringt uns mit 300 Stundenkilometern vom Flughafen in den Stadtkern. Wer weiterreisen möchte nimmt den Zug vom Südbahnhof, eine gigantische Kuppelkonstruktion aus Glas und Stahlträgern, wie aus der Zukunft im Stadtbild gelandet. Diese funkelnde Kulisse des modernen China ist mal mehr mal weniger dominanter Bestandteil unseres Chinabildes. Eine Kulisse die schon den einen oder anderen Politiker empört hat fordern lassen, man möge doch langsam die deutsche Entwicklungshilfe für China einstellen. Über Sinn und Zweck von Entwicklungshilfe kann man sich streiten, aber wer sich um das Frühlingsfest in den Flieger nach China setzt und an oben genanntem funkelnden Bahnhof in das Hartsitzabteil eines Zuges steigt, dem wird die Realitätsferne solcher Forderungen schnell bewusst: Denn dort drängen sich dann auf den Stehplätzen die Kolonnen chinesischer Landarbeiter, Hab und Gut in Plastiktaschen geschultert, im krassen Kontrast zum protzigen Shanghaier Bahnhofsgebäude. Es sind diese Wanderarbeiter, auf deren Schultern der Aufschwung brummt, ohne das sie merklich daran teilhaben würden. Sie sind die Repräsentanten von 900 Millionen chinesischen Bauern, für deren Lebensrealität die Skyline von Shanghai ebenso repräsentativ ist, wie das Angebot des Chinaimbiss um die Ecke für die Chinesische Küche.

Wer Einblicke in die Realität jenseits der Skyline von Shanghai haben möchte, ohne das Geld für die diesen Sommer ja ziemlich teuren Flugtickets aufbringen zu müssen, dem sei das Buch von Chen Guidi und Wu Chuntao »Zur Lage der chinesischen Bauern« ans Herz gelegt. Im Jahre 2006 erstmals ins Deutsche von Hans-Peter Hoffmann übersetzt. Das Original erschien 2004 in China und sorgte dort, trotz baldigen Verbots, für viel Aufsehen, sind sich doch die Stadtbewohner der harten Realität der Landbevölkerung oft genauso wenig bewusst, wie der westliche Tourist in seinem Shanghai-Peking-Xi'an Reiseprogramm. Die Bauern des Agrarlandes scheinen seit Jahrtausenden die ewigen Verlierer des Systems zu sein, und daran, das macht die Lektüre deutlich, konnten auch die Kommunisten mit ihrer traditionell engen Beziehung zum ländlichen China wenig ändern, ganz im Gegenteil. »Zur Lage der chinesischen Bauern« ist ein Stück Reportageliteratur, deren Stärke in einer guten Mischung aus wohl recherchierten und anschaulichen Beispielen und fachkundiger Analyse liegt. Die Autoren stammen selbst aus Bauernfamilien und haben für ihr Werk mehrere Jahre in der Provinz Anhui recherchiert. Inhaltlich kann man das Buch in drei Abschnitte unterteilen: Im ersten Drittel erfahren wir verschiedene Beispiele der alltäglichen Korruption und des Machtmissbrauchs, dem die Chinesischen Bauern oft durch örtliche Kader ausgesetzt sind – den „Großgrundbesitzern des neuen Chinas“. Auch wenn diese Beispiele sicherlich besonders extreme Fälle darstellen, geben sie trotzdem einen guten Eindruck von der großen Distanz und Entfremdung, die in der

chinesischen Bürokratie zwischen Lokal- und Zentralregierung und zwischen Regierenden und Regierten herrscht. Nicht zuletzt wenn beschrieben wird, wie mühsam es für Bauerndelegationen ist, zu höheren Stellen vorzudringen um Beschwerde einzureichen. Die darauf folgenden Kapitel bieten dem inzwischen aufgerüttelten Leser etwas Abkühlung in Form von Daten und Analyse. Anhand von Gesprächen mit Experten und eigener Recherche wird dargestellt, wie sich die Führung der V.R. schon bald nach der Gründung vom Land abwendete und die Schere zwischen Land und Stadt somit stetig weiter auseinander ging. Der rasante Aufschwung eines kleinen Teils der Gesellschaft ist nur auf Kosten des anderen größeren Teils möglich. Im letzten Abschnitt des Buches wird der lange Weg zur Agrarsteuerreform von 2003 akribisch nachgezeichnet, wodurch auch deutlich wird, wie langsam und schwerfällig der ausufernde Regierungsapparat der Volksrepublik nur auf Probleme reagieren kann. Die systemimmanenten Probleme des leninistischen Systems werden durch die Lektüre viel nachvollziehbarer als in so manchem wissenschaftlichem Fachartikel. Ein System das nur mit Mühe zusammengehalten werden kann – und das Problem scheint das System selbst zu sein. Das von lokalen Kadern durch das fantasievolle Erfinden immer neuer Abgaben und Steuern aus den Bauern gepresste Geld fließt nicht nur in ihre eigenen Taschen, oft sehen sie sich auch dazu gezwungen, da sie von oben vorgegebene Standards und Ziele zu erfüllen haben. Da werden Milliarden Yuan für völlig unrentable Investitionen verschwendet, um von höherer Stelle vorgegebene, realitätsferne Zielvorgaben zu erfüllen. Chen und Wu beschreiben eine starke Entfremdung von den Obrigkeiten mit der Realität von Unten. Die Autoren beschreiben Szenen, die wie aus den 50er und 60er Jahren anmuten: Wie z. Bsp. lokale

Kader hastig aus dem ganzen Land Getreide herankarren und in einen leeren Kornspeicher füllen, um dem damaligen Ministerpräsidenten Zhu Rongji auf seiner Inspektionsreise vorzugaukeln, seine Richtlinien zum staatlichen Getreideaufkauf seien fleißig umgesetzt worden. Probleme eines Systems werden deutlich, deren Akteure viel zu sehr nach Oben und viel zu wenig nach Unten verantwortlich sind.

Sich der Probleme des ländlichen China bewusst zu sein, ist allein deshalb so wichtig, weil jeder der ein wenig über chinesische Geschichte gelesen hat weiß, dass politische Stabilität im Riesenreich schon immer mit der Situation der Bauern stand und viel. So ist das Buch auch viel mehr als nur ein Bericht über die Lage der chinesischen Bauern, sondern ein Bericht über die Lage der Volksrepublik China. Es ist ein wohlthuende Abwechslung von all den positiven wie negativen reißerischen Chinadarstellungen, die man sonst so oft in Reportagen über das Land findet, wurde es doch aus einer von Unten und von Innen kommenden Perspektive geschrieben und nicht von Oben und Außen. Gerade deshalb ist es eine Pflichtlektüre für jeden Sinologiestudenten und Chinainteressierten. sp



Chen Guidi und Wang Chuntao
Zur Lage der Chinesischen Bauern: Eine Reportage.
Zweitausendeins, 2006
ISBN 386150765X (978-3861507659)
EUR 39,90 (Hardcover); EUR 12,90 (Paperback)

Mein Praktikum in Taicang

Zentrum des deutschen Mittelstandes in China

und eine Kleinstadt im Aufbruch

Nirgendwo sonst im Reich der Mitte ist die Dichte an kleinen und mittelständischen deutschen Unternehmen so groß wie in Taicang. Die Bevölkerung weiß damit noch nicht recht umzugehen.

Das letzte halbe Jahr verbrachte ich in Taicang, einer chinesischen Kleinstadt in der Provinz Jiangsu mit 450.000 Einwohnern. Dort lebte ich in einem chinesischen Wohngebiet in der beliebtesten Imbissmeile, der sagenumwobenen Huiyang-Straße, so chinesisch wie irgendwie möglich. Käme man mancherorts in Taicang nicht hin und wieder an einem Straßenschild mit chinesischen Schriftzeichen vorbei, könnte man nämlich glauben, sich in einem Gewerbegebiet in Bayern oder Baden-Württemberg zu befinden. In Taicangs Wirtschaftsentwicklungszone häufen sich deutsche Unternehmen aus diesen Gebieten.

Begonnen hatte der Treck deutscher mittelständischer Unternehmen mit der liebevoll so genannten „Spätzle-Connection“: Drei Unternehmen aus dem Süden Deutschlands bauten seit Mitte der Neunzigerjahre fast zeitgleich in dem für chinesische Verhältnisse kleinen Städtchen Niederlassungen für die Herstellung ihrer Produkte auf. Seitdem hat sich in Taicang viel bewegt: Die Straßen wurden breiter, Felder und Bauern wichen und Ende des vergangenen Jahres beging die Wirtschaftsentwicklungszone Taicang ihren Festakt zur Feier der Ansiedlung der 100. deutschen Firma.

Die Stadtverwaltung begrüßt deutsche Investoren mit Kuschhand und rollt den roten

von Anne Kristin Rotzek

Teppich aus. Taicang besticht nicht nur durch seine Lage knapp eine Stunde Autofahrt entfernt von Shanghai, sondern auch durch seine direkte Anbindung an die Autobahn und seinen Hafen. Vor allem bei den Immobilienpreisen kommt die Stadtverwaltung von Taicang den ausländischen Investoren entgegen: Die Unternehmen zahlen für einen Quadratmeter Boden gerade mal ein Viertel dessen, was sie im Stadtgebiet von Shanghai aufbringen müssten. Die Stadt kann die Kosten deshalb so gering halten, weil die Steuereinnahmen durch den anhaltenden Ansturm ausländischer Unternehmen sprudeln.

Taicang gibt sich international und ausländerfreundlich. Englisch spricht aber eigentlich niemand wirklich. Das bedeutet für mich, dass ich unausweichlich einem eigenwilligen Dorfdialekt ausgesetzt bin. Shanghai-Dialekt ist eine Erholung dagegen.

Ein Problem können die Stadtväter bisher nicht lösen: den Mangel an gut ausgebildetem Personal. Viele chinesische Facharbeiter, Manager und die geschulte Jugend zieht es aufgrund des vorhandenen kulturellen Angebots, der Freizeitmöglichkeiten und des höheren Lebensstandards nach Shanghai. Das hat zur Folge, dass einerseits die Löhne der verbliebenen Facharbeiter in Taicanger Betrieben steigen, andererseits die Stadt an manchen Orten wie ausgestorben wirkt. Ab 21:00 Uhr sind die Straßen bis auf wenige Ausnahmen wie leergefegt. Eigentlich wollte ich einen Sprachkurs besuchen, aber die Stadtregierung hatte beschlossen, zunächst die Industrie und erst dann die Kultur und

Bildung zu fördern. An manchen Orten scheint die Zeit stillzustehen. Ich besuche die ländlichen Randgebiete Taicangs und durfte eine Woche bei einer Bauernfamilie auf dem Dorf verbringen. An den Wochenenden erlebte ich im Vergleich dazu die boomenden Tourismusziele Chinas in Jiangsu, Zhejiang und natürlich Shanghai.

Taicangs Bevölkerung ist geprägt von Arbeitern mittleren bis hohen Alters. Nach der Schulausbildung verlassen die Jugendlichen die Kleinstadt.

Dementsprechend lernte ich in Taicang viele Ausländer und weniger Chinesen, außer unseren Geschäftspartnern, kennen. Da Taicang trotz der Bemühungen der Stadtregierung doch noch eher von provinziellen Charakter ist, werden meine interkulturellen Kompetenzen aufs Äußerste von meinen deutschen Chefs und Freunden im Kontakt mit der Taicanger Bevölkerung abverlangt. Entgegen der einschlägigen Vorstellung des höflichen und zuvorkommenden Chinesen wird hier ein eher rauer Umgangston gepflegt.

Während meines sechsmonatigen Praktikums in einer Repräsentanz für einen Firmenpool sächsischer mittelständischer Unternehmen mit dem Schwerpunkt Umwelttechnologien fertigte ich nicht nur diverse Übersetzungen in den Sprachen chinesisch, deutsch und englisch von Firmen- und Produktinformationen, Verträgen und Marktrecherchen an, büffelte die chinesische Gangart der Buchhaltung und des Finanzwesens bei anfangs unbefriedigenden Behördengängen, sondern durfte mich manchmal wie eine

richtige Geschäftsfrau fühlen: Weil im neu eröffneten Büro zu diesem Zeitpunkt nur mein chinesischer Chef und ich als ausländisches Vorzeigeobjekt arbeiteten, wurde ich zu sämtlichen Geschäftsreisen, Tagungen und Konferenzen eingeladen, lernte die Bedeutung von *Guanxi* und die fatale chinesische „Alkoholkultur“ bei den Geschäftsessen kennen und verteilte Unmengen von meinen Visitenkarten. Schauriger Höhepunkt: Ich musste vor Fachpublikum eine Rede auf Chinesisch halten.

Gefördert wurde ich während des Praktikums (finanziell) durch ein Stipendium der Wirtschaftsförderung Sachsen. Dieses Stipendium wird halbjährlich vergeben und ich wurde durch einen Aushang im Ostasiatischen Institut/ Fachbereich Sinologie darauf aufmerksam. Die Wirtschaftsförderung Sachsen unterstützte zu diesem Zeitpunkt die Firma aus Dresden, die die Leitung der Repräsentanz in *Taicang* übernommen hatte.

Trotz der hohen Deutschenquote kann man sich in *Taicang* noch als Alien fühlen: Auf den Straßen wurde über einen getuschelt (bzw. geredet - niemand rechnete damit, dass ein *laowai* chinesisches auch nur ansatzweise versteht) und stets sind die *Taicanger* aufgeschlossen für Fotosessions und zeigten Interesse für meine Herkunft:

Statt *Deguo* (Deutschland) wurde ich allerdings trotz akkuratester Aussprache meistens *Eguo* (Russland) zugeordnet. Und nicht nur einem Taxifahrer musste ich erklären, dass Deutschland ein kleines Land in Europa ist. Hoffentlich kann sich *Taicang* seine sympathische Identität als chinesische Kleinstadt bewahren. Überall wurde ich mit großer Neugier und trotz der südchinesischen eher rüpeligen Art stets herzlich empfangen. Mein Aufenthalt wurde mir immer so an-

genehm wie nur möglich gestaltet. Eines ist ganz sicher: *Taicang* wird in wenigen Jahren nicht mehr wieder zu erkennen sein.

Einen Kulturschock hatte ich erst bei meiner Rückkehr nach Deutschland: Ein computeranimierter, singender Hase ist seit Wochen auf Platz Eins der deutschen Singlecharts. ■

Weitere Informationen und detailreichere Erlebnisschilderungen:
<http://anneinchina.blogger.de>



Anne Kristin Rotzek studiert Soziologie und Sinologie an der Universität Leipzig.

„Tut das weh?“

von Justine Walter

Diese Frage wurde mir während meines halbjährigen Praktikums in *Kaohsiung* auf Taiwan jeden Tag von einer anderen Verkäuferin oder sogar wildfremden Leuten auf der Straße gestellt. Und damit meinten all diese Leute nicht etwaige Verdauungsschwierigkeiten wegen des fremden Essens, das Atmen heißer, sehr feuchter und durch Tausende von Mopeds verschmutzter Luft oder den Schlaf auf harten Bambusmatten – sondern das Piercing über meiner Lippe.

Obwohl *Kaohsiung* eine der wichtigsten Hafenstädte Asiens ist, trifft man dort zur Zeit noch relativ wenige nicht-asiatische Ausländer. Deshalb ist man als Europäer häufig sofort Mittelpunkt des Geschehens. Die Leute wollen wissen, wo man herkommt, weshalb man in Taiwan sei und ob die blauen Augen und die hellen Haare denn echt seien. Die mutigeren Taiwaner wollen diese Begegnung der 4. Art dann noch mit einem Foto festhalten – bevorzugt werden dabei Überbleibsel aus der europäischen Kolonialzeit als Hintergrund – so als hätte man den Erbauer persönlich getroffen.

„Mit jeder Welle kam ein Traum – und dann kam ein Sturm.“

Dieser Satz aus dem Lied „die perfekte Welle“ von Juli stand in der Mehrzahl der Abschlussklausuren meiner Studenten als Lösung zur Aufgabe: „Schreibe einen Satz mit den Vokabeln ‚Welle‘ und ‚Sturm!‘“ Auch machten einige Schüler Dresden zur „Hauptstadt Deutschlands“ oder gar zur „größten Stadt der Welt“, die „an der Deutschland liegt“ und früher in „Nord- und Süddresden“ geteilt war. Meine Aufgabe am *Wenzao Ursuline College of Languages* bestand darin, wöchentlich 6

Stunden Deutschunterricht in verschiedenen Niveaustufen zu geben. Dabei waren besonders die 4 Grammatikstunden in der Abendschulabteilung des Colleges eine wahre Herausforderung, denn die Klasse bestand aus 60 Studenten, die zum Teil noch nie eine Sprache mit einem Alphabet gelernt hatten. Schließlich stellte sich aber eben dieser Unterricht als eine zwar arbeitsintensive, aber sehr interessante und schöne Erfahrung heraus. Der Kontakt zwischen Schülern und Lehrern ist auf Taiwan viel persönlicher als in Deutschland. Einladungen und gemeinsame Ausflüge sind keine Seltenheit. Dadurch hatte ich bald den Eindruck, vor Freunden zu unterrichten.

„Einen Mopedunfall zu haben ist eine taiwanesisches Erfahrung“,

sagte meine Chinesischlehrerin nachdem ich eben jene Erfahrung gemacht hatte. Was man sonst noch probieren sollte: Essen natürlich! Ob man *Chou Doufu* gekostet hat wird man als Ausländer garantiert von jeder neuen Bekanntschaft gefragt. Dabei ist der süße und mit viel Eis und anderen Zutaten – sogar Bier – angereicherte grüne Tee, der aus verschweißten Pappbechern getrunken wird und so gar nicht dem westlichen Bild fernöstlicher Teekultur entspricht, wohl gewöhnungsbedürftiger. Auch sollte man die frischen Mangos und anderen Südfrüchte, denen in ihren Hauptanbauorten oft sogar Statuen gewidmet werden, nicht verpassen, genauso wenig wie Feuertopf und die unzähligen anderen Köstlichkeiten, die Taiwan bietet. Und sollte man nicht hungrig sein, kann man sich in einer der vielen heißen Quellen entspannen, das verdiente Geld auf dem Nachtmarkt ausgeben oder sich mit Freunden

im KTV zum Singen treffen. Gleichzeitig ist Taiwan aber auch ein sehr traditionelles und religiöses Land. Man findet überall die verschiedensten Tempel, die schlicht bis prunkvoll verziert und oft voller betender Menschen sind. Aber nicht nur die chinesische, sondern auch die japanische – denn Taiwan war von 1895 bis 1945 japanische Kolonie – und insbesondere die Kultur der Ureinwohner werden auf der Insel gewahrt.

Die 6 Wochenstunden Deutsch, die ich selbst unterrichtet habe und die im Praktikum enthaltene Teilnahme an 12 Wochenstunden Chinesisch kosteten viel Zeit. Ausflüge waren deshalb auf die knappe Zeit zwischen Testkorrektur, Stundenvorbereitung und Hausaufgaben am Wochenende begrenzt. Deshalb hatte ich leider nicht so viel Zeit Taiwan und seine vielen Nationalparks, hohen Berge und spektakulären Küsten anzuschauen wie meine japanischen, koreanischen oder thailändischen Kommilitonen am Chinesischzentrum, die ausschließlich zum Lernen nach Kaohsiung gekommen waren. Trotzdem glaube ich, dass wir, d.h. Christiane Zurl, die mit mir gemeinsam dort ein Praktikum absolvierte, und ich durch die Zusammenarbeit mit den taiwanesischen Deutschlehrern und den direkten Kontakt zu den Schülern sehr viel über das Arbeiten und Leben auf Taiwan gelernt, sowie viele neue Eindrücke und Freunde aus der ganzen Welt gewonnen haben.



Justine Walter studiert Sinologie und Alte Geschichte an der Universität Leipzig

Der Rote Klappsessel – Filmklub der Sinologie Programm Sommersemester 2008

April >> Minderheiten im Film:

16. April: Kekexili: Mountain Patrol (OmeU 87min/ 2004/ R: Lu Chuan)

Ga Yu, ein Journalist aus Beijing, will im mystisch anmutenden Lager der Bergpatrouille von Kekexili die Gründe für das geheimnisvolle Verschwinden von freiwilligen Helfern und für das illegale Jagen der tibetischen Antilopen aufdecken. Auch will er den Gerüchten nachgehen, die Bergpatrouille würde mit den Wilderern kooperieren. Ga Yu schließt sich der Patrouille auf ihrem Weg durch eine 40.000 Quadratkilometer große Wildnis an.



30. April: Tuyas Hochzeit (OmeU 96min/ 2006/ R: Wang Quanan)

Täglich steht Schafzüchterin Tuya zeitig auf, um ihren behinderten Mann Bater, die beiden Kinder, Hof und Vieh zu versorgen, abends fällt sie erschöpft ins Bett. Eines Tages verletzt sie sich am Rücken, wird invalide und schafft daher den Gang zum 15 km entfernten Brunnen nicht mehr. Damit die Familie nicht verhungert, beschließen sie und Bater, sich scheiden zu lassen, damit sie einen gesunden Mann findet, der alle mitversorgt.

Mai >> Kulturrevolution:

14. Mai: Leben! (OmeU 122min/ 1994/ R: Zhang Yimou)

Ein Werk von großer emotionaler Kraft, das auch immer die Entwicklung Chinas zur Sprache bringt.

28. Mai: Teeth of Love (OmeU 114min/ 2006/ R: Zhuang Yuxin)

Der Film verfolgt 10 Jahre im Leben der Qian Yehong, einer jungen Frau aus Peking, nämlich von 1977 bis 1987, einer Zeit in der die chinesische Gesellschaft dramatischen Veränderungen unterworfen ist. Sie hat in dieser Zeit drei Liebschaften, die alle unglücklich enden und tiefe Wunden hinterlassen.



Juni >> Dokumentationen und Kurzfilme aus China:

11. Juni: Crazy English (OmeU 53min/ 1999/ R: Zhang Yuan)

Seit zehn Jahren bereist Li Yang China und versucht, eine originelle Lernmethode zu verbreiten, die sich einzig auf Gesten und Gebärden stützt. Er agiert u.a. in der Verbotenen Stadt, an der großen Mauer, auf der Marco-Polo-Brücke, in Stadien und im

Universitäts-Campus. Seine Lehrmethode „Crazy English“ wird zu einem Instrument der Selbstdarstellung und des Lernens, befolgt von einem ständig wachsenden Publikum: „Was könnt ihr Eurem Land zu liebe tun? Macht Euch bereit für das 21. Jahrhundert, stärkt Euch mental und physisch, lernt Englisch!“.

25. Juni: Kurzfilmrolle – 5 Kurzfilme des 2. & 3 Internationalen Studenten Film und Video Festivals der Filmhochschule Peking

1. *The Hegemon King once more*
2. *The Summer of the ancient Town*
3. *God bless you*
4. *Xiao Hei and Father*
5. *The Shadow* (Animation)



WUNSCHFILME IM JULI – Ihr Entscheidet zwischen den Festival-Gewinnern!

9. Juli:

Rotes Kornfeld (Goldener Bär Berlin 1988)

Nordchina in den 20er-Jahren. Nachdem der Vater der 19-jährigen Studentin Songlian gestorben ist, heiratet sie auf Drängen ihrer Stiefmutter den 50 Jahre alten Herrn Chen, einen reichen, mächtigen Feudalherrn, der bereits drei Frauen hat. In seiner Palastanlage verfügt jede der Frauen über Bedienstete und

ein eigenes Haus, aber der Luxus kann nicht darüber hinwegtäuschen, dass sie eingesperrt sind. Durch ebenso gehässige wie sinnlose Intrigen machen sich Yuru, Zhouyun, Meishan und Songlian ihr Leben zur Hölle. Jede von ihnen will erreichen, dass die roten Laternen, die anzeigen, wo Herr Chen die Nacht verbringt, häufig vor und in ihrem Haus entzündet werden.

ODER

Peacock (Großer Preis der Jury Silberner Bär Berlin 2005)

Drei Geschwister, chinesische Provinz, siebziger Jahre: Vor diesem Hintergrund erzählt der Film die Geschichte einer Familie. Im ersten Teil konzentriert er sich auf die Tochter, aus der Großes werden könnte. Sie sprengt die Grenzen, die das Elternhaus, das Dorf, die Konventionen ihr setzen. Der eine ihrer beiden Brüder ist dick, er ist geistig zurückgeblieben, er wird von allen gehänselt. Sein Bruder, seine Schwester schämen sich für ihn. Eines Nachts, der Film erzählt auch davon mit dem ihm eigenen Understatement, wollen sie ihn vergiften. Die Mutter bemerkt es und am nächsten Morgen vergiftet sie vor den Augen der Beinahe-Mörder eine Gans.

23. Juli:

Still Life (Goldener Löwe Venedig 2006)

Der Bergmann Han Sanming reist in die Stadt Fengjie am Drei-Schluchten-Damm des Flusses Yangzi. Er will seine Ehefrau wieder finden, die ihn vor 16 Jahren mit ihrem gemeinsamen Kind verlassen hat. Doch die Straße, in der sie wohnte, liegt längst unter Wasser. Zur gleichen Zeit kommt die Krankenschwester Guo Shenhong in die Stadt. Auch sie sucht ihren Ehepartner. Zwei Jahre ist es her, seit sich Guo Bin das letzte Mal bei ihr gemeldet hat, nun

will sie ihren Mann zur Rede stellen. Fengjie's Altstadt steht schon unter Wasser, doch die neuen Unterkünfte für ihre Bewohner sind noch nicht fertig gestellt.



ODER

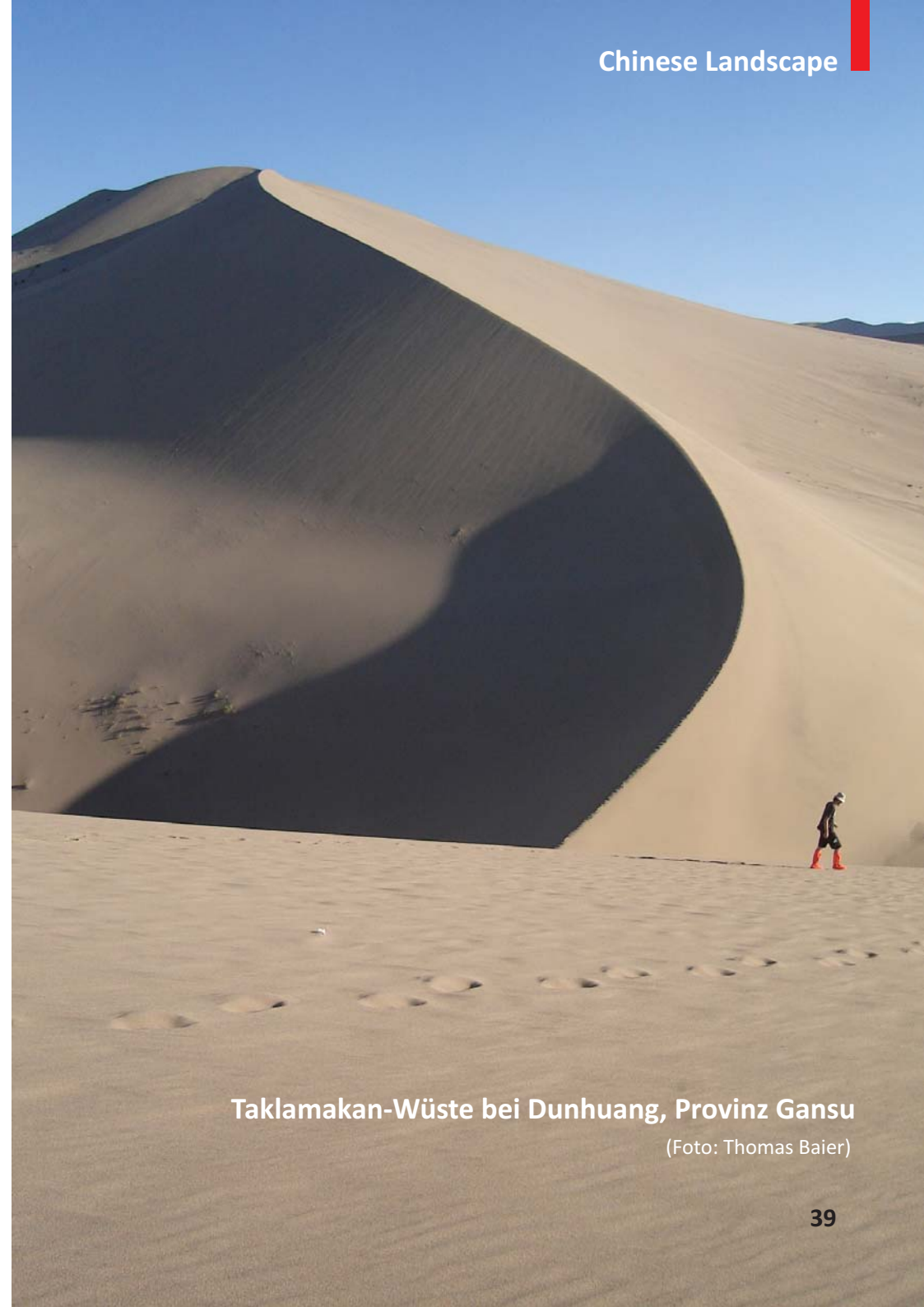
Lebwohl meine Konkubine

Der Film spielt von 1925 bis 1977 in Peking. Inmitten der politischen Veränderungen steht die Pekingoper. Cheng Dieyi und Duan Xiaolou, zwei Stars der Pekingoper, durchleben im China der 20er Jahre ihr persönliches Drama. Der kleine Cheng wird auf der Opernschule buchstäblich in eine Frauenrolle hineingeprügelt und macht später als Darsteller einer Konkubine zusammen mit seinem Freund und Bühnenpartner Duan eine glänzende Karriere. Heimlich liebt Cheng seinen Bühnenpartner. Der aber heiratet das selbstbewusste Mädchen Juxian. Die drei Protagonisten leiden unter den repressiven Verhältnissen an der Oper und in der Gesellschaft, die auch ihre Freundschaft zerstören. ■



Wann? jeden 2. Mittwoch 19:00 Uhr

Wo? Fakultät für Geschichte, Kunst- und Orientalwissenschaften, Schillerstraße 6, Raum S 202



Taklamakan-Wüste bei Dunhuang, Provinz Gansu

(Foto: Thomas Baier)

Neuerscheinung

Schneller, höher, weiter: China überholt sich selbst

herausgegeben von Nora Sausmikat und Klaus Fritsche, Asienstiftung (Asienhaus)



Die etwas andere Olympia-Broschüre

Die XXIX. Olympischen Spiele in Beijing waren schon bei ihrer Vergabe wegen der Menschenrechtssituation in China umstritten. Nach den Unruhen in Tibet verschärft sich die Auseinandersetzung. Die vorliegende Broschüre beschreibt nicht nur diesen Konflikt, sondern wirft einen Blick auf die Bedeutung der Olympischen Spiele für die ökonomische, soziale und politische Entwicklung des größten Landes der Welt. Sie liefert ungewöhnliche Hintergrundinformationen aus der Feder ausgewiesener Journalisten, Wissenschaftler und Aktivisten. Hinweise auf Arbeitsmaterialien zum Thema runden das Heft ab.

Preis: 5 Euro (ab 5 Ex. 4 Euro, ab 10 Ex. 3 Euro, jeweils zuzüglich Versandkosten)

Inhalt
 Nora Sausmikat / Klaus Fritsche: **Spiele der Superlative – hat China sich überschätzt?**
 Sven Hansen: **Die Kontroverse um das Olympialand China**
Stimmen aus China: Einleitung (Nora Sausmikat), Keine Welt, kein Traum (Ai Weiwei), Einig für Olympia (Yu Jie), Dialog ist der richtige Weg (He Weifang / Fang Weigui)
 Kristin Kupfer: **Reibungslos und grün: Chinas olympische Herausforderung**
 Thomas Heberer: **Ein Staat, 56 Völker**
 Gudrun Wacker: **China als Global Player**
 Norbert Sommer: **Sport in China**
 Klaus Heidel: **Business Olympia – die Olympischen Spiele als Geschäft**
 Tobias Birkendorf: **Wertvolle Investitionen, die sich lohnen**
 Christina Schröder: **Der Traum von fairen Sport- und Fanartikeln**
 Kirstin Wenk: **68 Cent die Stunde**
 Falk Kagelmacher: **Olympic City: Probleme der gegenwärtigen Stadtentwicklung Beijings**
 Wen Bo: **Studentengruppen kämpfen für grüne Spiele**
Materialien und Arbeitshinweise
Autorenverzeichnis

Bestelladressen in Deutschland:
 Asienstiftung, Vertrieb, Bullmannau 11, 45327 Essen,
 Telefon +49 (0)201 83038-24, Telefax +49 (0)201 83038-30, E-Mail vertrieb@asienhaus.de
 Werkstatt Ökonomie, Obere Seegasse 18, 69124 Heidelberg,
 Telefon +49 (0)6221 43336-0, Telefax +49 (0)6221 43336-29, E-Mail info@woek.de
 INKOTA-netzwerk e.V., Greifswalder Straße 33A, 10405 Berlin,
 Telefon +49 (0)30 4289111, Telefax +49 (0)30 4289112, E-Mail inkota@inkota.de
Bestelladressen in Österreich
 Österreichischer Gewerkschaftsbund, „weltumspannend arbeiten“, Huemerstraße 3, A-4020 Linz, Telefon +43 (0)732 654784, Telefax +43 (0)732 600045, E-Mail weltumspannend.arbeiten@oegb.at
 Südwind Agentur, Laudongasse 40, A-1080 Wien, Telefon +43 (0)1 4055515, Telefax +43 (0)1 4055519, E-Mail suedwind.bildung@suedwind.at

Was geht wo?

+++ Vortrag von Dr. Stefan Kramer (Universität Konstanz) »Chinas Raum-Zeit-Konzepte. Von der Ästhetik der Landschaftsmalerei zu den Repräsentationsmodi der Neuen Medien« im Rahmen der Ringvorlesung „Globalizing Areas – Kulturelle Flexionen von Raum und Zeit als Herausforderung der Geistes- und Regionalwissenschaften“ am 29. April 2008 um 19 Uhr Universität Leipzig, Fakultät für Geschichte, Kunst- und Orientwissenschaften, Schillerstraße 6 im Raum S 202 +++ „Tibet und China: Was war? Was ist?“ - Diskussionsforum am 6. Mai um 19 Uhr zu den aktuellen Ereignissen im chinesisch autonomen Gebiet Tibet vom DCZL – Deutsch-Chinesisches Zentrum Leipzig e.V. in der Aula der Volkshochschule Leipzig (3. Etage) in der Löhrrstr. 3-7, Leipzig www.dczl.de +++ China ist mit seiner zeitgenössischen Comic-Szene Gastland beim 13. Internationalen Comic-Salon Erlangen vom 22. bis 25. Mai 2008 www.comic-salon.de +++ Ausstellung im Museum Weltkulturen D5, Mannheim: »Ursprünge der Seidenstraße. Sensationelle Neufunde aus Xinjiang, China« vom 9. Februar bis 1. Juni 2008 www.rem-mannheim.de +++ Ausstellung im Haus der Kulturen der Welt, Berlin: »Re-Imagining Asia« vom 13. März bis 18. Mai 2008 www.hkw.de +++ Fotoausstellung am Überseemuseum Bremen: »Die Kinder von Ningxia – Lebenswirklichkeiten in einer chinesischen Armutprovinz« vom 16. Mai bis 29. Juni 2008 www.uebersee-museum.de +++ Veranstaltung der Bundeszentrale für politische Bildung: »Meeting China – Olympialand kontrovers« vom 7. April bis 14. Juli 2008 www.meeting-china.de +++ Ausstellung im Porzellanikon Hohenberg, Deutsches Porzellan Museum: »Die Kunst der Kalligraphie. Geheime Botschaften taiwanischer Künstler auf Porzellan« vom 17. April bis 9. November 2008 www.porzellanikon.org +++ am 9. April 2008 wurde das Konfuzius-Institut in Leipzig

feierlich eröffnet. Programm und Veranstaltungen unter:
www.konfuziusinstitut-leipzig.de +++ jeden 1. Mittwoch im Monat freier Eintritt für alle Museen im GRASSI zu Leipzig
www.grassimuseum.de +++

Links für Praktika:

Stipendien für dreimonatige Arbeits- und Studienaufenthalte in Asien, Afrika, Lateinamerika:
www.asa-programm.de

DAAD – Praktika weltweit:
www.daad.de/ausland/praktika/praktika-weltweit/

Praktikumsbörse der AHK China:
<http://china.ahk.de/ch/job-market/internship-offers/>

Internationales Praktikumsforum:
www.kopra.org

Anke-Reese-Stipendium für entwicklungspolitische Praktika:
www.asienhaus.de

Gesellschaft für technische Zusammenarbeit:
www.gtz.de

Internationale Weiterbildung und Entwicklung GmbH: www.inwent.org

Arbeitskreis Lernen und Helfen in Übersee e.V.: www.entwicklungsdienst.de

Internationale Gemeinschaftsdienste:
www.ijgd.de

Jugendaustausch und Interkulturelle Begegnungen: www.afs.de

www.korea-discovery.com
korea discovery
 travel agency

North Korea – unforgettable journey!
 DPRK – the Democratic People's Republic of Korea, the Land of the Morning Calm or "Axis of Evil", Eighth Miracle of the world or "Last reservation of Communism". So many different nicknames this state has and so bizarre and amazing at the same time it really is!



Do you want to discover your own North Korea?
 Take this unique opportunity now! Visit the most isolated country and enjoy unbelievable Mass Games... while not too late!

Impressum

點墨 DianMo – Zeitung Leipziger Sinologie-Studenten

Herausgeber:

點墨 DianMo – Zeitung Leipziger Sinologie-Studenten
 Frank Andreß/ Simon Preuschoff
 Kurt-Eisner-Str. 69
 04275 Leipzig
dianmo@hotmail.de

Redaktion:

Till Ammelburg, Frank Andreß (*fa*), Anne Behrends, Philipp Bleckmann, Moritz Bockenamm (*mb*), Lucas Göpfert (*lg*), Simon Preuschoff (*sp*), Anne Kristin Rotzek, Claudia Schneider (*cs*), Jacob Tischer, Justine Walter, Wang Dan, Laura Weinert

Satz/Layout: Thomas Baier

Titelbild: chinesischer Hausgott (Bild: Frank Andreß)

Geschäftsbedingungen:

Alle Rechte und Irrtum vorbehalten. Die Zeitung und die in ihr enthaltenen Beiträge sind urheberrechtlich geschützt. Nachdruck oder Vervielfältigung (auch auszugsweise) ohne Genehmigung der Herausgeber sind mit Ausnahme der gesetzlich zugelassenen Fälle verboten. Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben nicht zwingend die Meinung der Redaktion wieder. Alle Urheberrechte liegen bei den Autoren. Die Redaktion behält sich vor, zugesandte Beiträge zu kürzen. Die Zeitung erscheint 2 Mal im Semester und ist kostenlos.

Die nächste Ausgabe erscheint voraussichtlich im Juni.

ACHTUNG! Für die Inhalte der angegebenen Links und Internetadressen in den jeweiligen Ausgaben der Zeitung übernimmt die Redaktion keinerlei Verantwortung.